75

Die Frühzeit des Klosterterritoriums Pelplin.

(Kapitel 1—9 der Studie:
Ein ehemaliges Klosterterritorium in Pommerellen.)

Inaugural - Dissertation,

welche

nebst den beigefügten Thesen

mit Genehmigung der hohen

philosophischen Fakultät der Königl. Universität Breslau

zur

Erlangung der philosophischen Doktorwürde

am Montag, den 13. März 1905, mittags 12 Uhr

in der Aula Leopoldina

öffentlich verteidigen wird

ACAD. LUGD. BAT. BIBL.

Paul Westphal
aus Pelplin i./W.-Pr.

Opponenten:

Herr Drd. phil. **P. Kaluza,**
Herr cand. phil. **P. Zänker.**

Breslau
Buchdruckerei H. Fleischmann
1905

Die vollständige Arbeit wird in den nächsten Wochen (April 1905) in Buchform erscheinen.

Dem Andenken meines verehrten Lehrers

Professor Dr. Jakob Caro

gewidmet.

Inhaltsverzeichnis.

Seite.

§ 1. Begriff, Einteilung und Zweck 7
§ 2. Quellen- und Literaturnachweis 8
§ 3. Geographischer Ueberblick 11
§ 4. Die Vorzeit 19
§ 5. Pommerellen im 13. Jahrhundert 25
§ 6. Sambor II. 33
§ 7. Die Cisterzienser im mittelalterlichen Kolonisationsgebiet . . 44

§ 8. Samburia oder Novum Doberan 47
§ 9. Monasterium Polplinense 52
§ 10. Urkundlich verbürgter Besitz des Klosters (zw. 1258—1400) 55
§ 11. Beziehungen zum Nachbarland; Grenzstreitigkeiten . . .

§ 12. Innerer Ausbau der Klostersiedelung . . . . . .
§ 13. Kolonisatorische Tätigkeit, Bodenkultivierung . . . . .
§ 14. Rechts- und Wirtschaftsverfassung der Klostermark . . .
§ 15. Aussere Geschicke, Kriegsleiden . . . . . .
§ 16. Klosterstudium und -schrifttum . . . . . .
§ 17. Wirtschaftsform des 17. Jahrhunderts; Streiflichter auf den damaligen Sittenzustand . . . . . .
§ 18. Das säkularisierte Klosterland . . . . . .

§ 19. Die Exabtei Pelplin, die Residenz der Bischöfe von Kulm.
§ 20. Anfänge einer Dorfschaft Pelplin . . . . . .
§ 21. Kulturelle Entwicklung des Dorfes im 19. Jahrhundert . .

(Anhang.)
§ 22. Der renovierte Dom zu Pelplin . . . . . .
§ 23. Katalog der Pelpliner Abte . . . . . .
2 Grundkarten und ein Plan.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41543101_0149

§ 1. Begriff, Einteilung und Zweck.

Vorliegende Arbeit will in knappen Umrissen eine Geschichte jenes Teiles von Pommerellen bieten, der, zu beiden Seiten der unteren Ferse gelegen, von der altpommerellischen Landverfassung in die Landschaften Wanska und Tymau geschieden war, nach Gründung der Cisterzienserabtei Polplin oder Pelplin durch Schenkung, Kauf oder Tausch in seiner grösseren Hälfte von dieser erstanden wurde. Dieser Grundbesitz der Pelpliner Abtei — durch die gute Wirtschaft seiner Herren selbst noch in den Tagen der schwedisch-polnischen Kriege gerühmt[1]) — bildete ein selbstherrliches, geistliches Territorium, das, unmittelbar dem päpstlichen Stuhle unterstellt, unabhängig war in seiner Verwaltung und Jurisdiktion. Nach 514 jährigem Bestande nahm die Säkularisation in Preussen dem Kloster seinen Besitz und hob es selbst 51 Jahre später (1823) auf. Die neue Kreiseinteilung von 1872 (und nachträglich für Westpreussen 1878) verteilte das Pelpliner Klosterland unter die Kreise Stargard (SO), Dirschau (SW) und Marienwerder (NW)[2]).

Im Vordergrund dieser Studie steht nicht die Abtei Pelplin, sondern die Ortschaft Pelplin und ihre Umgegend, als deren vorherrschendes Zentrum erstere bis zur Gegenwart geblieben ist. Eine Klostermonographie ist tunlichst vermieden. Nur, wo eine frühere Bearbeitung nicht erschöpfend, resp. unrichtig ist, setzt diese Arbeit ein, sucht im übrigen rein Lokalgeschichte zu bleiben und besonders rechts-, wirtschafts- und kulturhistorischen Fragen zu begegnen.

Einleitend vorangeschickt wird ein geographischer Ueberblick, ein Blick in die Vorzeit der Gegend und in die Zeiten eines

---

[1]) Merians Topographie Brandenburgs, Pommerns; im Anhang Pommerellen (1652) p. 44: ein reiches Closter Pöllplin.

[2]) Der Pogutker Besitz tritt wegen seiner geringen Bedeutsamkeit von selbst in den Hintergrund.

selbständigen Herzogtums Pommerellen. An die Geschichte des Klosterallods schliesst sich die Entwicklung des Dorfes Pelplin zur Stadt an. Im Anhang findet sich eine Beschreibung des jüngst renovierten Domes zu Pelplin, der alten Klosterkirche, und ein revidierter Abtkatalog. Von einem onomatologischen Exkurs in die Ortsnamen der Gegend ist Abstand genommen, ein solcher brächte doch nur Halbwahrheiten hervor. Dafür sind im Text vorkommenden slavischen Ortsnamen einigermassen verbürgte Deutungen beigefügt. Angestrebt wird als Zweck gegenüber einer früheren Bearbeitung eine klarere Darlegung der Verhältnisse im Klostergebiet, eine nachdrückliche Betonung des deutschen Charakters der Abtei, der sich vornehmlich in ihrer Kolonisationstätigkeit und im Kampfe mit dem kujavischen Klerus (cr. 1402—1581) kennzeichnet.

§ 2. Quellen- und Literaturnachweis.

a) Ungedruckte Schriftquellen.

Aus den reichen Archivalien des Klosters, in der Bibliothek des Pelpliner Priesterseminars enthalten:

1. die Chronik des Klosters Pelplin, lateinisch geschrieben, 2 Quartbände umfassend; entstand aus Jahrbüchern, bricht mit dem Jahre 1688 ab. Als ihre Verfasser werden P. Ketner und P. Rockel genannt. Ein Exemplar des 1. Bandes befindet sich im Königsberger Geheimen Archiv; dieser reicht bis 1588 und enthält die meisten Stiftungsprivilegien des Klosters[1]). Reste einer um 1400 im Kloster offiziellen Sammlung geschichtlicher Notizen über dasselbe veröffentlichte Hirsch in den SS. rerum Prussicarum I. 809 ff. (Monumenta fundationis monasterii Polplinensis).

2. Das Totenbuch des Klosters (liber mortuorum); es ist 1402 angelegt und mit Zusätzen und Glossen bis ins 17. Jahrhundert versehen. Abgedruckt ist es in den Monumenta Poloniae historica Tom IV. 56—124.

3. An Kopiarbüchern: liber privilegiorum mon. Pelpl.[2]), enthält meist Abschriften von Schenkungen und Wirtschaftsurkunden (die jüngste von 1583 [fol. 141]); privilegia perpetua ex parte conventus Poelplinensis, umfasst ausser 3 Urkunden, die ins 18. Jahrhundert gehören,

[1]) Schbl. LIX. n. 1 ff. Hirsch zitiert ihn als „Annales monasterii Polplinensis".

[2]) Von Perlbach zitiert: lib. priv. Pelpl. sec. 17.

durchweg Wirtschaftsurkunden und Pachtverträge des 17. Jahrhunderts, die in guter chronologischer Folge verzeichnet sind; liber II. privilegiorum monasterii, etwa um 1400 abgefasst, enthält Kopien jener Stiftungsurkunden, welche das Königsberger Archiv aufbewahrt und welche Hirsch in Regestenform edierte (s. unten). Im Danziger Stadtarchiv das registrum bonorum et redituum mon. Polpl., gleichalterig mit jenem liber II. Es enthält durchweg Wirtschaftsurkunden, darunter die Handfesten der einzelnen Klosterdörfer.

b) Gedrucktes Quellenmaterial.

Für die Vorzeit: Lissauers, des Altmeisters westpreussischer Altertumskunde, gediegene Arbeit: Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreussen 1887. Zur Ergänzung die Berichte des westpr. Provinzialmuseums, hrsg. von dessen Leiter Professor Conwentz. Ein knappes Bild über die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit, fundiert auf die dortigen reichen Gräberfunde, gibt Hugo Schumann (Berlin 1897).

Zur Gründungsgeschichte: Perlbachs[1]) ausgezeichnetes „Pommerellisches Urkundenbuch", Danzig 1882; Schärfe der Kritik! (Marke: Pom. Ukb.) Es reicht bis 1315.

Theodor Hirsch[2]) stellte in der 7. Beilage zur älteren Chronik von Oliva (SS. rer. Pr. I. 812 ff.) die Stiftungsprivilegien des Klosters als Regesten zusammen, was aber infolge des pommerellischen Urkundenbuches überflüssig geworden ist.

Strehlke, der leider so früh verstorbene Berliner Archivar, gibt in „Doberan und Neudoberan" (Jbch. d. V. f. Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 1869) eine Analyse der älteren Pelpliner Urkunden und reiht daran verschiedene, vielleicht etwas willkürlich aus der Pelpliner Chronik entnommene Notizen lokaler Art.

Pastor Quandts kombinationsreiche, aber teilweise wenig fundierte (so betreffs der ersten Herzöge) Abhandlung

---

[1]) Bibliothekar in Greifswald, jetzt Abteilungsdirektor in der Berliner Bibliothek.

[2]) Weiland Direktor des Danziger Stadtarchivs. — Wenn hier die jeweilige Lebensstellung der Verfasser genannt ist, so geschah es aus dem Grunde, zu zeigen, aus welch verschiedenen Kreisen sich die Mitarbeiter an einer provinzialen Geschichtsforschung zusammensetzen. Weit öfters werden ihre Arbeiten als Frucht eines Lieblings-, statt eines Berufsstudiums hinzunehmen sein.

über Ostpommern (Baltische Studien 1856) wird bei der Fixierung urkundlicher Ortsangaben und Umgrenzungen verwertet.

c) Darstellungen.

Zur Einführung: Pastor Winters „Die Cisterzienser des nordöstlichen Deutschlands", 3 Bde. 1868/71; seiner Zeit epochemachend, heute teilweise veraltet. Für die Spezialgeschichte: eine einfache Beschreibung „Das ehemalige Cisterzienserkloster in Pelplin" (Beilage zum Westpr. Volksblatt 1874); eine polnische Klostermonographie von Pfarrer Kujot „Opactwo Pelplińskie (Abtei Pelplin) 1875, 496 Seiten.

Wie Kujot im Vorwort selbst betont, lag es ihm fern, einer Geschichte vom wissenschaftlichen Standpunkt gerecht zu werden. Als erster hatte er das Glück, eine so starke Quelle, wie es die Pelpliner Archivschätze sind, abzufangen und zu einem Schöpfbrunnen für Heimatsgeschichte auszubauen. Ich werde daher des öfteren auf K.s gründliche Verwertung der Pelpliner Archivalien zurückkommen. Seine Bearbeitung zeigt indes verschiedene Mängel des Dilettantismus: Schwäche der Disponierung, weil der Verfasser nicht über dem Stoffe steht; gänzliches Fehlen an Beleg- und Literaturstellen, was eine Kontrolle sehr erschwert; man vermisst eine pragmatische Behandlung des Stoffes, die ein tieferes Verständnis des inneren Zusammenhanges der Dinge zeigen würde; das Festlegen von Ortsangaben in den Urkunden ist mitunter doch zu willkürlich[1]).

Im ersten Abschnitt gibt der Autor die Gründungsgeschichte des Klosters. Anstatt nun folgerichtig im 2. Abschnitt mit der äusseren oder inneren Entwicklung desselben fortzufahren, reiht K. lose aneinander Skizzen und Beschreibungen der erhaltenen Baulichkeiten und Denkmäler des Klosters, seines Innern und seiner Schätze. Im 3. Abschnitt teilt er dann in allgemeinen Zügen, gestützt auf Winter, das Leben und Weben in der Klosterstätte mit, bespricht die Wahl der Aebte, ihre Weihe, ihre Befugnisse; erst am Ende des 4 Abschnittes erfahren wir aus der Regierungszeit der einzelnen Aebte einiges von

---

[1]) Hier eine Stichprobe: S. 48 bemerkt Kujot das Schloss oder Burgwall Czosna oder Sosna in der Nähe Pelplins — offenbar eine Verwechslung von Skossow mit der Dorfschaft Sosnik nw. bei Mewe —, was Perlbach veranlasst hat zur Eintragung von „castrum Scossow, Burgplatz bei Pelplin" in das Ortsregister zu seinem Urkundenbuch. Auf S. 66 liegt das Kastell Skossow bereits nahe bei Borkau. Auf diese Angabe geht Perlbachs 2. Anmerkung auf S. 211 zurück (Skossow liege nach K. bei Smolong(?); irregeleitet vermutet P. Skossow unter Skurz(!). 6 Jahre später verlegt K. schliesslich das Schloss in die Nähe von Grabau, s. von Stargard (Altpr. Monatsschrift XVIII. 1881 p. 488/9). Vergleicht man nun die Umgrenzung des Pelpliner Bezirkes durch Mestwin II. von 1274 (Pom. Ukb. n. 260), so zeigt es sich deutlich, dass Schlossplatz Skossow nur die heutige Schwedenschanze am See zwischen Grabau und Borkau sein kann. — Solche vage Vermutungen unterblieben, arbeitete man von vornherein mit der Karte in der Hand.

der äusseren Geschichte des Klosters. Im 5. Abschnitte schildert K. die Wirtschaftsform der Mönche. Dieser Teil wollte mir als der beste des ganzen Buches erscheinen, wären nicht dahinter aufgespeichert allerhand „Geschichts- und Wirtschaftsnotizen“ über die Klosterdörfer und -höfe, welche wohl vom Fleisse des Autors zeugen, aber — zumal sie fast gar nicht verarbeitet sind — den ohnehin losen Zusammenhang der Darstellung noch mehr zersetzen und daher besser in den Anhang gepasst hätten. Erst am Schluss, im 6. Abschnitt, werden die Geschicke des Klosters auf dem Hintergrunde der Landesgeschichte, welche ja bekanntlich bei topischen Geschichtsarbeiten gern als Füllwerk verwendet wird, vom 14. Jahrhundert bis zur Säkularisation (1823) mitgeteilt, nachdem uns bereits in Abschnitt 4 und 5 die Darstellung bis ins 18. Jahrhundert geführt hatte. — Reich gegliedert ist somit „die Abtei Pelplin“, aber ihre einzelnen Teile sind einander nicht streng untergeordnet; vom chronologischen Standpunkte ist die Stoffanordnung gänzlich unhaltbar[1]).

Für die Geschichte der alten Klosterbauten: Oberlehrer Friedrichowicz' „Illustrierter Führer durch Pelplin und dessen Kirchen“, polnisch, 1894. Dankenswert ist in dem Schriftchen die mühsame Sammlung halbverwischter Epitaphien und kirchlicher Inschriften, die jedoch ausser ihrer Altertümlichkeit wenig Historisches bieten. Ferner ein Sammelwerk zur kunsthistorischen Topographie, wie es jetzt jede Provinz im deutschen Reiche besitzt, „Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreussen“, bearbeitet vom Regierungsbaumeister Heise; darin im Heft Kreis Stargard (1885) das Kloster Pelplin, p. 191—232.

Endlich als geographisches Hilfsmittel zu empfehlen: die bekannte Schrötter'sche Karte, Berlin 1802—10; oder die Generalstabskarte des deutschen Reiches (aufgenommen 1872/5), hiervon Blatt 69, 99 und 130; es genügt auch Hauptlehrer Pawlowskis Karte der Diözese Kulm und Ermland, Graudenz 1890.

---

§ 3. Geographischer Ueberblick[2]).

Auf der untersten Terrasse des pommerellischen Land- 1. Allgemeines
rückens, auf dem Aussenrand seiner Höhen vor dem breiten Weichseltale, ja teilweise schon in das Alluvialland sich erstreckend, liegen die Kreise Pr. Stargard und Dirschau.

---

[1]) Unangenehm berührt überdies an manchen Stellen die schlecht verhehlte Hinneigung zum Chauvinismus (so gegen Herzog Sambor II. und den Deutschorden) vgl. p. 12/13, 41, 49, 65, 452.

[2]) Beruht auf Autopsie.

Es ist eine flachwellige Hügelebene[1]), welche sich in sanfter Neigung vom kassubischen Hochland hindacht gen Osten, wo die Weichsel ihre trägen Wasser rollt. Sogleich wird der Wanderer, welcher auf der Berent-Stargard-Mewer Chaussee hinschreitet, dieser Abdachung nicht gewahr; erst wenn er auf der Karte die nächstliegenden, eingetragenen Höhenpunkte vergleicht, findet er beträchtliche Unterschiede vor. So sind bei Gr. Pallubien und Pogutken 147 und 149 m. gemessen, bei Kl. Pallubien 139 m., Bahnhof Hoch-Stüblau 137 m., Miradau und Pischnitz 125 m., bei Neudorf 119 und bei Stargard 109—107 m.; bei Johannisthal 101 m., Owidz 100, Gr. Jablau 97, Lippinken 85, Roppuch 76 und Neuhof 59 m.; dann der bedeutendste Ausläufer des pommerellischen Höhenzuges vor dem Fersetal, der Bergrücken, auf dem die Oberförsterei Pelplin liegt, mit 92 und 93 m. („Bischofsberg"), dem östlich von Pelplin die Höhen von Ornassau mit 72 und 64 m. und die Rauden-Pommeyer Höhen mit 72, 62, 59 m. entsprechen. Mit einem Steilrand, dessen Rundung in sich gebogen ist, fallen sie zur Falkenauer Niederung ab. Von Gr. Schlanz jedoch bis Dirschau hinab und ebenso oberhalb Mewe tritt der Höhenrand hart an den Weichselstrom heran. Da schauen im Münsterwalder Forst, bisweilen von 60 m. Uferhöhe, hochragende Föhren und weitästige Buchen hinab zum tief unten flutenden Strom, während das durstige Auge hinüberschweift vom Silbergrau der Wogen zum Wiesengrün der Niederung, zum Ziegelrot der getürmten Städte Marienwerder, Neuenburg und Stuhm, zum Schwarzblau der Johannisdorfer und Stuhmer Forste, welche wirkungsvoll den Hintergrund des Rundblicks abschliessen.

2. Lage, Begrenzung.

Im NW dieser unter dem 53—54° n. Br. liegenden Gegend erheben sich die breiten Bergrücken des kassubischen Hochlandes mit gewaltigen Moränenzügen, tiefgründigen blauen Seen und junggrünen Buchenwäldern, welches Naturenthousiasten mit nur geringem Recht eine kassubische Schweiz genannt haben. Daran schliessen sich im Süden die monotonen, dürftigen Landschaften Südpommerellens, näher bekannt unter dem Namen „Tuchler Heide", an; bald von meilenweitem, struppigem und borstigem Föhricht bedeckt, bald ödes, missfarbiges Grasland, von Kleinholz überwuchert, bald Einöden, nur stellenweise vom goldigen Ginster überzogen — treffliche Vorbedingungen für die Zeidlerei. Schliessen den Süden unserer Gegend die bruch- und sumpf-

[1]) Hügel, Kolke und Sümpfe in fast regelloser Anordnung, typische Merkmale einer Moränenlandschaft.

reichen Forste von Wilhelmswalde und Münsterwalde ab, so dehnen sich im Nordosten die reichen Fruchtgärten und Marschlandschaften der Weichselwerder mit ihren kuglichten Kappweiden und schnurgeraden Abzugsgräben aus.

3. Alte Landschaften.

Zwischen der Weichsel nun und dem unterem Teile der Ferse, welche bei Mewe in die erstere mündet, erstreckte sich die alte Landschaft Wanska, eine Landzunge, wie der Name selbst besagt (*wązka* ziemia = Schmalland), deren Eckpunkte etwa Mewe, Pelplin und Schlanz bezeichnen. Auf der rechten Seite der Ferse dagegen dehnte sich das Territorium Tymau aus, während im Hinterlande, im Oberlauf der Ferse, die alte Landschaft Garżen (heute Gartschin) lag. Das Weichseltal, bis ins 13. Jahrhundert noch ein sumpfiges Schwemmland, von Sumpfstrichen umrahmt und meilenbreit, hat seit der Eindämmung des Stromes durch den deutschen Orden sein Aussehen geändert. Die alten Flussinseln, Werder (*łęż*), Holme oder Kämpen (*kępa*) genannt[1]), zur Zeit der pommerellischen Herzöge nur im Sommer zur Hütung und Weide benutzt, sind nach Abfluss oder Austrocknung der toten Weichselarme und der Reststände von grossen Ueberschwemmungen (so der Pelpliner See bei Schlanz) zu einem Kulturboden zusammengefasst, die reichen Senkstoffe und befruchtenden Schlickmassen des Alluviums, mühsam durch Menschenhand den fruchtbaren Aeusserungen des flüssigen Elementes mittelst grosser Deichbauten entzogen, zum ertragreichsten Eden umgewandelt.

4. Bodengliederung, Ertragfähigkeit.

Der Boden der „Höhe“ ist durchaus nicht so schlecht, wie man ihn allgemein verschrieen hat. Die Faltenzüge des Tertiärs und früherer Formation umhüllt eine dicke Diluvialschicht (Lehm, Mergel, Ton und Sand). Weite ergiebige Lehmstrecken mischen sich in die Sandflächen des Hinterlandes, dem nur eine reiche Beforstung den zum Gedeihen nötigen Wassergehalt erhalten kann. Lehmreich namentlich ist das „Engenland“; leider ist sein Boden dadurch auch kaltgründig, da das durchsickernde Regenwasser von den Lehmschichten aufgehalten wird. Daher Feldgräben, Sammelteiche, neuerdings auch Drainagen — diese recht kostspielig —, welche das Wasser der Schneeschmelze rascher dem Boden entziehen sollen.

---

[1]) Solche Holme nennen die Urkunden zwischen Mewe-Dirschau: Gymev, Talnitz, Wolschenitz, Beru (jetzt Werder Küche), Medilanze (międzyłęż = Mittelwerder, wie Meseritz = interamnium, międzyrzecé) heute Mösland, Slanca (zła-łęż= schlechtes Werder).

Die Gliederung des Bodens zeigt im einzelnen vielverstreute niedere Aufwölbungen, Lehnen, Kuppen, Hänge, über die hin und wieder ein massiger Bergrücken als höchsten Punkt der Umgegend seinen Gipfel streckt. Es sind dies die von der Erosion und menschlichen Kulturarbeit verwitterten und zerfurchten Schotter und Moränen, Ablagerungen diluvialer Gletscher, deren einstige Mächtigkeit man nur schwer sich vorstellen kann[1]). Jetzt wechselt hier anmutig Wasser und Weide, Tal, Wald und Feld, Heide, Bruch und Moor.

5. Bewaldung, Bewässerung.

Der Kulturboden der Höhe ist alter Waldboden, von dem noch heute etwa 30% des Areals erhalten ist (Pelpliner, Sobbowitzer und Spengawsker Forst.) Zeuge früherer Bewaldung sind viele alte Ortsnamen der Gegend[2]). Sandhügel bedecken Kieferichte, dagegen Lehmstrecken umrauschen prächtige Buchen- und Eichenwaldungen. Die Eller herrscht im Bruch vor. Im Hinterland finden sich zwischen ausgedehnten Waldgebieten häufiger Heidefluren und sumpfige Talstriche. Der Typus der Kassubei tritt allmählich hervor. — Die Bewässerung ist bei dem früheren Reichtum an Wald auch eine intensivere gewesen, der Abfluss des Bodens war ein stetigerer, die Schneeschmelze trat nicht so rasch und urplötzlich ein. Aber noch heute ist der Wassergehalt nicht zu dürftig. Die Gegend wird von der Ferse entwässert, welche westlich von Berent als ein dünner Abfluss der dortigen unausgebildeten Flussläufe

---

[1]) Felix Wahnschaffe, die Ursachen der Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes, Stuttgart 1901, p. 3, Zeile 32/3; p. 91, Beilage 2; auch p. 152.

[2]) Waldnamen: Königs- (zur Zeit der Mönche Böhmisch-), Kehr-, Brunos-, Eich-, Rie (Raben)-, Schwarzwald, Waldau bei Pogutken, Bielsk, Borkau (borek = Föhricht), Bordzichow (bór dziki = Waldwildnis, Heide), Borroschau, Czarne (= Kiefernwald), Czarnikau, Gladau, Kladau (klad = Holzstelle im Walde), Brzenschek (brzęczyć = tönen, rauschen; Waldsitz), Gay (= Hain), Jahna (gajna oder chojna = Wald- oder Kiefernort), Raikau (raik = Hag), Smolong (smoła = Teer; Köhlersitz). — Von Baumarten benannt: Lippy und Lippinken (lipa = Linde), Klonowken (klon = Ahorn), Jablau (jabłon = Apfelbaum), Bresnow (brzežina = Birke), Brust (brzost = Ulme), Grabau und Gremblin (Grabemyn) von grab = Steinbuche, Bukowitz (buk = Rotbuche), Damerau, Dombrowken, Dobkau, Demlin (dąb = Eiche), Wolsche und Wolschnitz (olsza = Eller), Sosnik (sosna = Fichte), Swirkotzin (swirka = Rottanne). — Rodenamen: Wiremby (wyrąbać = roden), Gentomie (wyjąć = ausnehmen, hauen), Kulitz (kluži = Gesträuch), Sakrau (za krzew = hinter dem Gestrüpp), Wirthy (wyryć = ausgraben), Rauden (vulgär rudzić = roden); alles Namen, die alte Waldsiedelungen voraussetzen.

d. s. der kassubischen Seen, Reste diluvialer Gletscher, ihren Ursprung nimmt; anfangs unentschlossen in ihrer Richtung, nimmt sie, durch viele kleine Zuflüsse und Quellen verstärkt und im Hügellande zu vielfachen Windungen gezwungen, dann einen ostsüdöstlichen Lauf und fällt bei ziemlich starkem Gefälle dicht bei Mewe in die Weichsel. Langgezogene Wässerchen, so die Fietze mit der Rutkownitza von N und von S die Pischnitza (= die stolze), die Wengermutza (= die aalgründige) und Jahna oder Jonka (= Waldbach), eilen ihr zu; ihr feines Geäder weckt trotz winzigen Gehalts reges Wachstum. Ausläufer der pommerellischen Seenplatte finden sich im Norden und Süden beider Kreise vor. Ihr vielgerühmter Fischreichtum ist ebenso historisch geworden wie die Privilegien der Herzöge für Biberzucht und Lachsfang an die geistlichen Orden gegenstandslos.

6. Klimatische Verhältnisse.

Das Klima der Gegend unterscheidet sich nicht von dem der norddeutschen Tiefebene, nur dass die Nähe des baltischen Meeres und der Weichsel im Frühjahr einen verlangsamenden Einfluss, auf die Sommerhitze einen mässigenden ausübt, im Spätherbst eine besonders nasskalte, ungesunde Witterung hervorruft und den Winter rauh gestaltet. War doch schon der preussische Spätherbst im Mittelalter berüchtigt und trieb — wenn des deutschen Ordens Kräfte bereits im Versiegen — die hier hausenden und raubenden Polenscharen nach Hause. Die Jahresisotherme schwankt zwischen 7—8° C., der Juli hat eine durchschnittliche Temperatur von 18°, der Januar von 2°. Der mittlere Barometerstand für die Fersegegend sind 761—2 mm.. Die jährliche Regenmenge übersteigt nicht 550 mm., das Maximum derselben und das Minimum der Bewölkung fällt in den Sommer (Juli — August), das Minimum der Regenhäufigkeit in den Oktober. Daher ist der Frühherbst besonders schön. Im übrigen herrscht Binnenklima vor, so lange nicht Westwinde und Nordwinde die Feuchtigkeit von der See herübertragen. Dann geschieht es bisweilen, dass bei anhaltendem nassen Wetter die Obstfrüchte an ungeschützten Stellen oft nicht oder doch recht spät reifen. Im ganzen aber ist der Südwest vorherrschend[1]).

7. Landschaftlicher Charakter.

So rauh und veränderlich das Klima ist, so bescheiden und doch anziehend ist der Charakter des Landes. Der Anblick der Heimat des sanftschimmernden Elektron wirkt im

[1]) Vgl. J. Hann, Atlas der Meteorologie (Berghaus' Physikalischer Atlas III.) Gotha 1887.

allgemeinen eintönig, ihr Eindruck weckt Sehnsucht und Verlangen. Vielleicht ist diese Monotonie nicht ohne Einfluss auf den im Volke ziemlich entwickelten Hang zur Melancholie geblieben, die sich in schwermütigen, gedehnten Weisen widerspiegelt[1]). Die Farbenarmut der Gegend erklärt auch die Vorliebe des Volkes — wie die der Araber — für strahlende, ja grelle Gewänder. Im Innern des Hügellandes, wo schwärzliche Kiefernstände mit dem Grau der Heide wechseln, lagert besonders Einförmigkeit und Schwermut im Landschaftsbilde, die grämliche Oede der Föhre stärkt den Eindruck der Kärglichkeit des sterilen Bodens; alles erinnert an harte Arbeit, sparsamen Haushalt. Indes zeigt sich auch ein anmutiger Wechsel, wenn fichtenumrahmte Täler, strauchbehangene Regenschluchten, sog. Parowen — der Ort eines Quells (so die Goldquelle — fons auri — bei Pelplin) — erloschene Flusstäler, in deren Sohle ein geschwätziges Rinnsal zieht, mit breiten Hängen und schroffen Steilufern zusammenstossen, wo aus kräftigen Eichichten uud Buchenhagen oder heimlichraunenden Fichtenhainen der Blick auf liebliche Wiesengründe und üppige Fruchtschläge fällt. Wo des Flusses Schlangenfurche die weite Flur unterbricht, finden sich freundliche Laubwälder, in die sich der nordischen Tanne herbe Pracht mischt, ein und geleiten die Wellenlinie der Hügel. Zwischen buschigen Hecken rieselt die Quelle, deren Wasser im Mondlicht wie Phosphor zwischen dem Laubwerk gleisst. Hier gewinnt die Landschaft an Leben und Farbe.

Nicht zerfallene, poesieumwobene Burgen tragen die Ufer; dafür ragen aus zerklüfteten Schluchten massige Burgwälle, von deren Krone das Auge weit durchs tiefliegende Tal schweift. Jene gemahnen der Zeit, da die hochgebauten Goten Eber und Wisent hier jagten und die kleinen, breitbrüstigen Slaven auf ausdauernden Pferden die Weichsel durchschwammen.

Wirft die scheidende Sonne im Kieferwald blaugrüne Schlaglichter, tauchen in des Flusses Spiegel der Baumkronen Schatten auf und nieder, dann ist dem Lande in der Sabbatstille des Sonnenunterganges der Zauber einer bescheidenen Romantik nicht abzusprechen. An so bevorzugten Orten, wo der Fluss waldgekrönte Berge umspült, wo die

---

[1]) Herr Professor Dr. J. Caro vergleicht in seiner Geschichte Polens (III. 240) den Charakter der baltischen Länder mit der Mollstimmung des slavischen Volksliedes.

Buchen rauschen und die Bronnen kühlen, da unten die Wogen leise murmeln, da ziehen süsse Ahnungsschauer der Vergangenheit durch die Brust. Dann durcheilt der Gedanke entlegene Zeiträume und denkt des herben Geschickes, das Pommerellen im Laufe der Geschichte beschieden. — Solche von der Natur privilegierte Ausblicke tragen dann pompöse Namen (Belvedere, Kaisersruh) und zeigen hier schwärzlichen Wald und blumige Auen, dort die Ackerfluren im buntfarbigen Wechsel der Frucht, dahinter an staubiger Chaussee betriebsame Dörfer und Gehöfte inmitten krüppelhafter Obstbäume, traditioneller Sandkirschbäume, Kohlpflanzungen und brauner Kartoffelfelder. Die Höfe umgeben grüne Baumgärten, in langgedehnten Streifen trägt die Flur der Dreifelderwirtschaft Teilung. An den Bergzeilen ziehen sich lange Strassendörfer, in der Niederung längs des Dammes die bekannten Marschendörfer hin; in ihrer Mitte ruht der herkömmliche Dorfteich neben der Dorfschmiede, überragt vom wuchtigen Turm einer alten Ordenskirche oder — ein Anlauf zur modernen Industrie — vom rauchgeschwärzten Schlot einer Ziegelei, Brennerei oder Zuckerfabrik. Nicht jedoch kann man von der Dorfanlage (Rund- oder Strassendorf) mit Sicherheit auf die Volksart seiner Gründer schliessen, die neue Zeit hat die charakteristischen Merkmale bereits verwischt. Hin und wieder nur stösst man noch auf eine altertümliche Siedelung, deren Bauart sehr dem niedersächsischen und holsteinischen Bauernhaus ähnelt[1]). Die Diele des Hauses liegt mit der Tenne unter einem First, so jedoch, dass die erstere um einige Fuss erhöht ist. Behauene Stämme bilden die Wandung oder auch Fachwerk, mit Stampferde ausgefüllt. Das Dach ist von Stroh, hölzerne Vorlauben überdecken den Eingang zur Blockhütte. — Ein weitverzweigtes Netz von Kunststrassen breitet seine Fäden über die Hügelebene aus, selbst kleineren Plätzen Anschluss an externen Handel und Verkehr gewährend.

8. Volkszahl, -art.

Mit der Güte des Bodens schwankt die Volkszahl und -menge. Die Besiedelung ist weniger als mittelmässig, auf 1 qkm kommen etwa 80 Einwohner, im Hinterlande 40. Finden sich im Dirschauer Kreise noch nahe 50%, im Stargarder selbst 73% (Volkszählung v. 1900) Polen vor, so ist doch die deutsche Sprache im öffentlichen Leben die vorherrschende geworden. Die Eigentümlichkeit des Landes prägt

[1]) Vgl. Dr. Geistbeck: Bilderatlas zur Geographie von Europa, Leipzig und Wien, 1900, p 111.

sich noch in den alten Bewohnern aus. Im Kreise Berent und Karthaus sitzen die viel bespöttelten Kassuben [1]), ein Volksschlag, der am konservativsten Sitten und Bräuche einer alten Zeit bewahrt, allerdings auch in der Kultur teilweise rückständig geblieben ist. Näher zur Weichsel wohnen die „Koziewiaken", zur Tuchler Heide hin dagegen die „Hinterwäldler" (Borowiaki). Die Bauern der fetten Niederung nennt der Pommereller neidisch die „fetten Krebse" (Fetteraki). Diese, zum grossen Teil Nachkommen der holländischen Kolonisten, Mennoniten, haben zäh ihre Eigenart bewahrt. Traditioneller Fleiss und Sparsamkeit machte sie wohlhabend. Die andern, aus allen Provinzen zusammengeschweissten Deutschen beobachten untereinander eine gewisse Zurückgezogenheit und Verschlossenheit, scheinen sich jedoch zu einem neuen Stamm zusammenschliessen zu wollen, in dem Derbheit und auch Schwerfälligkeit, aber doch entschieden auch Gediegenheit und ein starkes Selbstgefühl nicht zu verkennen ist. Das Hochdeutsch wird ziemlich rein gesprochen, allerdings unterläuft hie und da ein Anklang ans breite Weichselplatt.

Der Nachwuchs in der unteren Volksschicht ist bedeutend, so dass die örtliche Beschäftigung nicht mehr hinreicht, alle Arbeitskräfte zu verwerten. Daher der Landarbeiter Zug nach den Industriebezirken des Westens in so hohem Masse, dass die hiesigen Besitzer selbst russische Sachsengänger einstellen müssen. Ein Mittelstand hat sich unter des Gesetzes Schutze, ziemlich lebenskräftig, entfaltet. Das Kleingewerbe findet reichliche Beschäftigung von seiten der staatlichen, kommunalen, kirchlichen und privaten Anstalten. Das Genossenschaftswesen ist teilweise bereits entwickelt. In den an den Strängen und Knotenpunkten der Eisenbahnen und Kunststrassen ansässigen Staatsbediensteten wie auch im gutentwickelten Volksschullehrerwesen ruht eine starke Stütze des Staates.

Dies ein Bild der unteren Fersegegend. Durchweg herrscht auf dem platten Lande Ackerbau vor, in dessen Betrieb Maschinen modernster Konstruktion bereits verwertet werden. Auch reichen die Kreise bereits in das Gebiet der Rübenkultur und Zuckerfabriken hinein. Innerlich wohl hängt die Mehrheit des Landvolkes noch an den Sitten [2])

---

[1]) Mongrovius' Ableitung von kaszeb (= Pelzträger) lässt sich allein aufrecht erhalten.

[2]) Unter denen die Gastfreiheit hervorsticht.

und Trachten des im 15./16. Jahrhundert polonisierten Landes, doch alte Satzung und Regel sind vom Jahrmarkt des Lebens in die stillen Winkel der Bauernhütte geflüchtet. Die Wurzeln jener Blume aber, die im baltischen Land der Ordensritter, der Cisterzienser und Johanniter gepflanzt hatten, waren während des 300 jährigen Winters nicht erfroren, in der Hansestadt Danzig und in den Weichselstädten hielt sich das Deutschtum trotz aller Anfeindung, um mit der Aera, welche noch Friedrich II. für Pommerellen eröffnete, durch neuen Zustrom vom Mutterlande verstärkt, von neuem kraftvoll aufzuspriessen. Der Nationalitätenkampf, wie ihn der Beginn des 20. Jahrhunderts schaut, möge er wenigstens in Pommerellen, wo vor 1800 Jahren Gutonen und Vandalen sassen, zum Siege des Deutschtums enden.

§ 4. Die Vorzeit.

1. Ihre Epochen. Kulturstrassen.

Zeugen einer paläolithischen Kultur sind im Baltenlande nicht vertreten. Gewiss ist der Diluvialschutt zu hoch auf dem Boden des Tertiärs getürmt, um auf sie zu stossen. Weitverstreute „Findlinge", jene Geschiebeblöcke diluvialer Gletscher, dagegen zeigen an, wie weit sich der Eisgürtel glazialer Vergletscherung um Mitteleuropa gespannt hat[1]). Diese erratischen Blöcke finden sich bei Grabau, Pinschin, auch im Fersebett oberhalb Pelplins mehrfach; zahlreich sind sie auf den Moränenhügeln der Kassubei. Reichlicher schon sind die Ueberreste einer jüngeren Steinzeit.

Der Temperaturwechsel hatte die Vergletscherung langsam, aber stetig nach Norden zurückgedrängt. In breiten Querrinnen sammelten sich die Schmelzwasser an, als Glazialströme zur Nordsee abfliessend[2]). Dann sonderten sich die Oder und Weichsel als selbständige Flüsse ab, durchbrachen — diese im Unterlauf (bei Fordon), jene im Oberlauf (bei Annaberg) — die vorgelagerte Diluvialschwelle und nahmen einen mehr nördlichen Lauf. Den wüsten Boden überzog die Steppe, an sie schlossen sich Laub- und Nadelwälder, die Tierwelt fand sich ein. Schliesslich kam der Mensch.

Auf wegbaren Höhen, Moräste und Wasserstände umgehend, den Flüssen mit Vorliebe folgend, zieht er heran.

[1]) Vgl. Penk: Mensch und Eiszeit, Archiv für Anthropologie XV. 211 ff.

[2]) Vgl. die Zone der grossen Täler, die von Grosspolen über Posen und die Mark hinreicht zum Unterlauf der Elbe.

Lissauer nimmt eine Besiedelung Pommerns von Süden an und setzt im grossen ganzen die Kulturstrasse — nach der Häufigkeit von Fundstellen — also fest: die Höhen der Warthe, das Quellgebiet der Netze, die Brahe oder Weichsel bei Bromberg, die Netze bei Nakel überschreitend, so zu beiden Seiten die Weichsel hinab bis zum Meere. Hiermit stimmt der Handelsweg der Bernsteinhändler, wie ihn Ptolemäus überliefert, in den Hauptzügen überein: Calisia (Kalisch), Setidava (ob Zydowo bei Gnesen?), Ascaucalis (Osielsk bei Bromberg), Scurgon (des langgesuchte Skurz bei Pr. Stargard). Im 13. Jahrhundert finden wir ihn wieder — mutatis mutandis — als die Heerstrasse von Schwetz-Stargard (publica strata, que tendit versus Swece) und die via mercatorum des Herrn Grimislaus (Stargard-Danzig)[1]). Nach 1400 wird er als Handelsweg von den Warenzügen benutzt, die den Stapelzwang von Thorn umgehen wollten[2]). Heute kennzeichnet die Eisenbahn Danzig-Bromberg-Gnesen etwa die alte Lage der Strasse.

Der Archäologe Schumann tritt neuerdings für eine Besiedelung Pommerns von Westen ein. Beider Ansichten müssen hypothetisch bleiben. An sich hat ja auch die Lösung der Streitfrage wenig praktischen Zweck; immerhin jedoch gewinnt Lissauers Annahme wenigstens für Ostpommern an Wahrscheinlichkeit, zumal dieses beim Eintritt in die Geschichte unter slavischem Kultureinfluss von Süden her steht.

Als Glied in der Kulturstrasse zum Meere ist das untere Fersegebiet mit zahlreichen Fundstellen behaftet, woraus auf eine reichere Besiedelung seiner Höhen zu schliessen ist, umso mehr in der jüngeren Steinzeit, als die Niederungen noch morastig und die oberen Terrassen des pommerellischen Landrückens teilweise mit Gletschereis bedeckt waren. Steinhämmer und -beile aus Gneis und Granit lieferte Mewe, Jakobsmühle, Brodden, Alt-Janischau, Stockmühle, Pelplin, Subkau, Kl. Watzmir; granitne Mahlsteine Mewe, Gr. Gartz, Kulitz und Spengawsken, die als Wegesteine, Ententränken — ja Wunderlichkeit des geschichtlichen Wandels — als Taufbecken in der Dorfkirche benutzt wurden.

2. Archäologische Funde.

---

[1]) Pom. Ukb. n 9 und 357.

[2]) Hirsch, Handelsgeschichte Danzigs, 1858 p. 185. — Nakel (nakładać = aufladen, also Ladestelle, Stapelplatz an der Netze) und Kopitkowo (kopitkowe = Abgabe für Reiten und Fahren) dürften zur Zeit der Herzöge Zollstätten an der Strasse gewesen sein. 1252 werden freilich Bromberg und Wyschegrod dazu bestimmt (Pom. Ukb. n 140).

In der Hallstätter Epoche beginnt bereits das Bernsteinland seinen magischen Zauber auf die Handelsvölker des Südens auszuüben. Neue interessante Kulturerscheinungen treten auf: Steinkistengräber statt der früheren gewaltigen Riesenbetten und Hünengräber (gentilium tumuli und sepulchra paganorum)[1]) mit Zeremonialurnen; daneben häufiger und in grösserer Ausdehnung Urnenfelder und Hügelgräber. Bei Pehsken wurde ein bronzener Ring-Halskragen (14 Ringe mit breitem Schloss) 15 Fuss tief im Moor gefunden; umfangreiche Felder von Steinkisten- und Hügelgräbern boten Bobau, Gentomie, Kulitz, Kl. und Gr. Jablau (Gesichtsurnen), Klonowken, Jakobsmühle, Brodden, Stockmühle und Mewe, im Pogutkischen Mallar.

Auf die Keltenzeit folgt die der Goten, das härtere Eisen löst die Bronze ab. Die La Tène-Kultur verbreitet sich erst in späterer Entwickelung in den nördlichen Gegenden. Funde von eisernen Schwertern, Lanzen, Schildbeschlägen, Messern, Fibeln, Sporen und Hämmern. Ihre Fortbildung, die römische Eisenzeit, bringt das Ostseegestade bereits in rege Handelsbeziehungen mit dem Süden, der zur Zeit im Brennpunkte historischer Betrachtung stand. Römische Produkte wanderten an die Feuerstellen des Balten. Gleichwohl sind Reste heimischer Industrie überliefert. Mewe gab eine Bronzeurne; bei Pelplin wurde 1894 ein Urnenfriedhof freigelegt, der einen verzierten Bronzegürtel, bronzene Hefteln und Armspangen, Ton- und Bernsteinperlen sowie Zeremonialgefässe enthielt. Funde römischer Münzen (byzantinische Goldsolidi aus den Jahren 437—474, Silberplatten, „Wendenpfennige," bei Jakobsmühle, Stockmühle und Rathstube gefunden, ein verkieselter römischer Badeschwamm bei Pelplin) bekunden die Nähe des römischen Handelsweges. War doch zur Zeit der Antonine der Bernsteinhandel hier in höchster Blüte, das Land hatte Mengen edlen Metalls eingetauscht, war reich besiedelt[2]). Da mochten dann später mit Recht Sagen die alte goldene Zeit feiern und von versunkenen oder vergrabenen Schätzen raunen. Es sind dies Nachklänge im Volke an den früheren Reichtum des Bernsteinlandes, den die Zeit der Völkerwanderung und ein rasches Versiegen der Mineralquellen bald genug zerstreuten.

---

[1]) Pom. Ukb. n 208 und 491.

[2]) Wies doch die kleine Landschaft Wanska um 1230 noch 15 Ortschaften auf, zur Zeit der Waldkultur Pommerns(!), deren heute nur 5 erhalten sind.

Westrom ging zu Grunde, nur die Beziehungen der baltischen Südküste mit Ostrom und den Persern hielten sich bis etwa 750 (oströmische und kufische Münzfunde, Hacksilber, Dirhems). Hatten im Westen sich nach Stauung der germanischen Völkerwoge feste Staatenbildungen vollzogen, wurden wohl auch hin und wieder Versuche einer Handelsverbindung mit dem Bernsteinlande gemacht, was Münzen fränkischer und deutscher Kaiser, auch deutscher Bischöfe bestätigen. Doch des Landes Goldquelle begann spärlicher zu fliessen, und bis zur Elbe und Saale waren zahllose Slaven den nach dem Westen abziehenden Goten nachgeflutet.

Die Wendenzeit steht schon im Dämmerlichte der Geschichte. Ihre grossen Zeugen springen mehr denn alle früheren Funde in die Augen. Es sind bedeutende Erdwerke diese altwendischen castra, welche die sehr früh unter einheimischen Häuptlingen lebenden Pommern[1]) zum Schutze ihres von Natur offenen Landes aufführten. Wegen der Eigenart und ihres häufigen Erscheinens an Strassen und Engwegen, Furten und Sumpfpfaden seien sie hier näher besprochen[2]).

3. Burgwälle

Die Burgwälle sind auf Hochufern, Horsten und Holmen, auch auf Landzungen, die ins Wasser vorspringen, angelegt, der Gestalt nach meist rundlich. Die Spitze krönt ein 5—7 m. hoher Wall, dessen innere Böschung sich kesselartig vertieft. Diametral misst dieser Kessel etwa 20—60 Schritte. Die Krone des Walles sicherte noch ein Pallisadenwerk — diese Bauart von Wehrschanzen noch um 1250 — hinter dem die streitbare Bevölkerung die Anfälle feindlicher Nachbarn abwies, während Weib, Kind und Vieh die nahen Walddickichte und schützenden Sumpfwildnisse aufsuchten. Die äussere Wandung der Erdburg fällt steil ab (50°—70°); sie umringt ein tiefer Graben, dessen äussere Breite mitunter über 100 m. beträgt, dem Speisung in tiefem Bett — so dass er schwer abzusperren war — der Abfluss eines Teiches,

[1]) Ihr Name bedeutet Meeranwohner (po morzu, maritimi), dasselbe die Wenden (wend, wand, ahd. Küste, Meer); die gleiche Bedeutung hat das keltische Aremorica (are-mor), die heutige Bretagne.

[2]) Analoge Erscheinungen sind die russischen Ringwälle und die Steinwälle der Südseebewohner. Die Bezeichnung „Burgwall“ ist historisch. Der deutsche Einzögling nannte diese Erdburgen schon vor 1300 bolwerg und burchwal. In den Urkunden dienen sie auch als Grenzmarken, als solche wohl auch Kiebitze (kopiza = Grenzhügel) geheissen. Dabei aber sind sie zu unterscheiden von den eigentlichen Grenzhügeln (cumuli de terra facti oder monticuli, qui causa metarum sunt conglobati).

Sees oder ein kleinerer Bach zuführte. Vom Hinterland führte nur ein schmaler Zufuhrweg heran. Das Ganze erhob sich oft 50 m. über dem Niveau des anliegenden Gewässers. War dem Ringwall noch eine Vorschanze beigefügt, dann näherte sich derselbe in der Form den Doppelringwällen Schlesiens. Hinsichtlich des Zwecks und der Anpassungsweise an die örtlichen Verteidigungsmittel könnte man diese primitiven Burgen der Ebene mit den Baumburgen des innerafrikanischen Urwaldes vergleichen[1]).

Das Aufwerfen und Ausbessern dieser Erdschanzen — castrorum munitio vel aggerum aedificatio — gehörte nach slavischem Rechte, und dieses galt vor 1300 in Pommerellen, zu den Leistungen des umwohnenden Volkes. — Seltener treten die Burgberge auf, welche höher als die Burgwälle sind und denen die innere Vertiefung fehlt. Bei Nachgrabungen fand man, wie Lissauer berichtet, neben Ziegel-

---

[1]) R. Behla, die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland, Berlin 1888, tritt ebenso eifrig für deren sakralen Zweck ein, ja deutet sogar an, in ihnen Mittelpunkte heidnischer Parochialgemeinden zu sehen — eine so spezialisierte Kirchenverwaltung dürfte wohl eine höhere Kulturstufe voraussetzen —, wie in den 40er Jahren L. Giesebrecht in zu schematischer Form hinter Burgwällen an einem Grenzflusse sogleich Grenzschutzsysteme und Landeswehren vermutete. B. vermisst in den Wällen Funde von Holz und Stein, welche auf einen fortifikalen Zweck schliessen liessen. Nun bestand die Wallsicherung aus Holzplanken und Strauchwehren; nicht gut können diese ein Jahrtausend überdauern, ohne in der Erde zu vermodern. Ueberdies bekunden 2 Stellen in den Urkunden noch das Vorhandensein von Pallisaden im 13. Jahrhundert, welche sich einmal auf den Burgberg „Zuckerberg“ bei Pelplin [Pom. Ukb. p 250, cumulus circumvallatus roboribus (Eichenplanken), qui dicitur bolwerg], dann auf den Schlossberg bei Jungferberg (eym huwffen von erde unde von holcze, das ey Bolwerg heyst, Urkunde Winrichs von Kniprode 1375) beziehen. Wohl vermisste der Pommereller auf dem verlassenen Wall ein festes „hûs“; denn das Kastell bei Schlanz, welches Herzog Swantopolk 1245 im Lande seines Bruders Sambor errichtete, wird 30 Jahre später als locus collis, qui dicitur collis castri et in wlgari burchwal (Pom. Ukb. p. 271) nur noch erwähnt. Waren des Deutschordens erste Burgen doch auch nur aus Holz, später aus Fachwerk, dann endlich steinern. Ausserdem sind ja auch Waffenfunde im Wall nach Lissauer gemacht, was jedenfalls mehr für die Verwendung der Burgwälle als Zufluchtstätten im Kriege als für sakrale Zwecke spricht. — Heute wird die Sakral- und Fortifikationstheorie nicht mehr so schroff vertreten und man tut gut, beide Ansichten miteinander zu verschmelzen. Warum sollte in der Hauptburg der Gegend nicht auch der Sitz der Stammesgötter gewesen sein? Berichtet dies doch auch ein Saxo Grammaticus über Garz und Arkanum auf Rügen, war dies doch der Fall fast in allen Gemeinwesen des Altertums, so in Athen, Rom, Karthago. Eine Burg, in der neben der eigenen Existenz auch das Heiligtum der Stammesgötter zu schützen war, wurde zweifach mutig verteidigt.

werk späterer Zeit Reste von Lehmhütten, Waffen, Steingerät, Kohlen und Asche. Mancher Burgwall wurde zur herzoglichen Feste, um die sich in späterer Zeit die deutsche Stadt einfand. Viele Städte- und Ortsnamen lassen sich auf eine Burg zurückführen [so Gartschin, Gardschau, Gartz, Gerdin, Belgard, Stargard, Graudenz, deren Grundwort grod, grad, gard (das mittelhochdeutsche garte in Garten = hegen) d. i. Burg ist.]

Ueberraschend ist die Zahl erhaltener Burgwälle im Territorium Wanska. Ihre regelmässige Lage auf den Höhen an der Weichsel und Ferse gestattet es hier von einem Grenzschutzsystem des Gaues zu sprechen, umso mehr, da rechts der Weichsel, am alten Nogatfluss 4 erhaltene Burgwälle eine correlative Wehr den Pomesaniern zu bieten schienen: Quidzin, Rothof, Budzin und Neudorf. In der Wanska finden sich an der Weichsel die Burgwälle bei Diebau, Warmhof, Grünhof, Liebenau, Gr. Gartz; an der Ferse bei Jakobsmühle, Stockmühle (ein Burgwall und -berg), bei Pelplin „der Zuckerberg", Samczisko (= kleiner Schlossberg) am Eingang der Maternschlucht[1]) im Sturmberger Forste; im Norden der Burgwall am Zduner See und bei Kl. Watzmir (am Rande eines alten Seebeckens), welche die Landschaft im Verein mit den dichten Waldungen (jetzt Pelpliner Forst) gegen Nordwesten abschlossen.

An diese „Wächter" des Engenlandes knüpft der Volksmund seltsame Sagen, da er sich den Zweck dieser eigentümlich geformten Erdwerke nicht zu deuten wusste. Weist er an alten Opfersteinen noch blutiggefärbte Rinnen vor, so lässt er hier zum „Palmberge" (Burgwall bei Stockmühle) den Bischof in feierlichem Zuge um die Geisterstunde ziehen, dort im bleichen Mondlicht den Wüterich von Starost mit den Schädeln seiner erschlagenen Opfer spielen. Dann raunt die Märe wieder von verwünschten Schlössern (Anlass die Innenböschung), die da versanken, als der Schlossherr zur Hochamtszeit seine Hochzeit beging (Samczisko), von versunkenen Schätzen, zu denen blaue Flämmchen (Irrlichter?) den Schatzgräber führen, und wohin ein unterirdischer Gang vom Gegenufer unter dem Flusse leitet. Nennt doch schon Mestwin II. 1281 (Pom. Ukb. n 327) einen Schatzhügel bei Sarnowitz (Scarbove mugula = skarbowa mogiła) in dem er allerdings ein pagani tumulus vermutet. Oft nennt sie das

[1]) Ob diese nicht ein alter Grenzgraben ist? Die Regelmässigkeit ihrer Anlage, die gleiche Tiefe der Sohle nnd die ebenen Böschungen sind auffallend.

Volk „Heiden"- oder „Schwedenschanzen". Infolge einiger Hacksilberfunde träumt der Landmann wohl auch von vergrabenen Schätzen; ein zufälliger Goldsolidus leiht seiner Phantasie neue Nahrung, und vom Tagwerk müde, gräbt und wühlt bei nächtlichem Halbdunkel der Knecht im Walle, um spät, enttäuscht und doch wieder nicht belehrt, das harte Lager aufzusuchen.

Die Menge der Burgwälle und der archäologischen Funde deuten auf eine reiche Besiedelung der Gegend hin. Der Rand der Höhe, eher vom Jnlandeis befreit als das Hochland, gewährte dem einwandernden Menschen zuerst einen Aufenthalt (Lissauer, p. 68). Die Gegend trägt Spuren menschlicher Kultur seit den ersten Zeiten nach dem Diluvium (cf. Funde aus der jüngeren Steinzeit S. 20). Doch die Namen ihrer ersten Bewohner sind verklungen, sie selbst sind verrauscht, aus winzigen Resten der alten Kulturen sucht mühsam der Forscher deren Entwicklungsgang zu rekonstruieren.

Erst mit Adalberts von Prag und Ottos von Bamberg Missionsreisen sowie Boleslaws des Kühnen Eroberungs-, resp. Plünderungszügen tritt Pommern in den Kreis der allgemeinen Geschichte. Seit 1200 erst kann man von einer Geschichte Pommerellens oder Ostpommerns sprechen.

§ 5. Pommerellen im 13. Jahrhundert.

1. Politische Verhältnisse.

Polen[1]), im 10. Jahrhundert nach innen definitiv gestärkt und von einer kräftigen Expansion nach aussen gedrängt, brach unter Boleslaw dem Kühnen auch in Pommerns Gaue ein, die Segnungen christlicher Kultur allerdings auf Schwert und Lanze tragend. Grenzkämpfe mit verheerenden Einfällen, umso fürchterlicher, als die Pommern in ihrer Kriegsführung sich weniger daran hielten, die Grenzburgen zu verteidigen als den Feind in Hinterhalte zu locken und durch Ueberfälle aus den dichten Waldungen ihres Landes zu bedrohen[2]), so dass einer starken Heeresmacht das Land eigentlich offen stand, entspannen sich (cf. Roepell, Geschichte Polens I. 233—46). Das Resultat war eine lockere Lehnsabhängigkeit, namentlich Ostpommerns (ders. 252/3), die eine kirchliche Unterstellung

[1]) Abzuleiten von pole Feld, Ebene. — Literatur für § 5 u. 6 siehe Nachträge.

[2]) Helmold, Chronica Slavorum L. II. c 13, rühmt ihre Kriegslist (Slavi clandestinis insidiis maxime valent). Hervortat sich hierin Herzog Swantopolk mit seinem Ueberfall von Gonsawa (1227) und in der Schlacht an der Sigurne (Sorge), in letzterer zugleich sein Bruder Sambor (Dusburg, Chronicon Terrae Prussiae III. c 11).

an Gnesen noch verstärkte. Otto III. hatte Gnesen von der Magdeburger Metropolitangewalt gelöst, doch damit dem Einfluss des Deutschtums im Osten den grössten Schaden zugefügt. Nur Bistum Kamin, dessen Ostgrenze Innocenz II. 1140 durch die Leba festlegt (Pom. Ukb. p. 1), stand unter dem Bremer Erzbistum, blieb also in der Kultursphäre Niederdeutschlands. Das Land östlich der Leba bis zur Weichsel aber blieb wirtschaftlich und kirchenpolitisch vom Süden abhängig, ein Zustand, der, abgesehen von der Zeit der deutschen Ordensherrschaft, bis ins 18. Jahrhundert, namentlich auf dem flachen Lande, anhielt.

2. Pommerellische Dynasten.

Jenes Abhängigkeitsverhältnis zu Polen scheint nie erstarkt zu sein. Genaues (ob Statthalter, ob huldigende Dynasten) darüber lässt sich nichts sagen, da die Quellen zu dunkel, teils zu legendarisch-tendenziös (so Gallus, ein Lobredner Polens) angelegt sind. Um 1200 jedenfalls ist es im Danziger Distrikt schwach. Die Expansion der Dänen nach 1150 über die baltische Südküste mag dabei mitgewirkt haben. Die letzte befestigte Faktorei (Stolp) der Dänen in Ostpommern (1209—1212) nahm erst Mestwin I. ein. (SS. rer. Pr. I. 777).

Um 1200 tritt ein pommerellisches Herrscherhaus in den Urkunden auf; wahrscheinlich entstammt es Häuptlingsfamilien, die vielleicht in Anlehnung an Polen die Führung des Volkes erlangt hatten[1]). Eine glückliche Zukunft stand ihm nicht bevor; einmal war Pommerellen überhaupt eine zu schwache Basis für ein starkes Staatengebilde, dann schwächten Erbteilung und Kämpfe um die Vorherrschaft unter den Mitgliedern der Fürstenfamilie ihre Hausmacht dermassen, dass eine Regelung seit 1266 nur mit Hilfe benachbarter Herrscher erzielt wurde. In der Mannslinie starb das pommerellische Fürstengeschlecht mit Mestwin II. schon 1294 aus, die weibliche Linie pflanzte sich im kujavischen Herzoghause noch bis ins 15. Jahrhundert fort (SS. rer. Pr. I. 796).

Als erste urkundlich genannt sind Sambor I. und Mestwin I. Durch den Vormundschaftsstreit, der nach dem Tode Kasimir des Gerechten in Polen entbrannte, wird ein Loslösen von der polnischen Oberherrschaft erleichtert[2]). Vollends sprengt das unklare Rechtsverhältnis Mestwins I. Sohn Swantopolk[3]), der oft gewaltigen Tatendrang mit der Verschlagen-

[1]) Vgl. SS. rer. Pr. I. 674, Anm. 27.

[2]) Pom. Ukb. Einleitung XI.

[3]) Zur Deutung slavischer Fürstennamen: Sambor, Μονόμαχος Einzelkämpfer, ist nicht, wie Quandt will, gleich Gerwig, der in sam, czambr Pfahl, Lanze, Ger vermutet; eher würde Zulislaw (= speer,-

heit seines Volkes paarte, durch den Ueberfall der Polen bei Gonsawa, wo Leszek der Weisse erschlagen wird. Im Streite mit den Westpommern rafft er noch die Gebiete zwischen Leba, Stolp und Schlawe an sich. Seit 1227 kann Swantopolk sich mit Fug und Recht unabhängiger Herzog von Pommerellen (dux, princeps Pomeranie) nennen.

Nach ihm, nach dem Begründer eines selbständigen Herzogtums und dem kräftigen Vertreter seines Hauses sollte man dies das der Swantopolkiden nennen. In ihm herrschte als slavischer Brauch das Institut der Hauskommunität (communitas domestica), welche sich noch bis heute in den slavischen Südländern in der Form der stareszyna erhalten hat: der älteste der Familie (starszy, Starost, presbyter, senior) regierte und neben ihm in gewisser Unterordnung die Brüder oder sonstigen Verwandten. Das Erbe wurde stets geteilt, Regierungsakte geschehen cum consensu familie oder filiorum, cum consilio communi[1]). Swantopolks Kampf (1243—49) mit seinen Brüdern Sambor und Ratibor dreht sich im Prinzip um die Frage: er will zentralisieren, um dem widerstandsunfähigen, zerrissenen Gebilde von Teillandschaften Mark und Festigkeit zu geben; die Brüder, einen Rückhalt am deutschen Orden findend, suchen die Oberhoheit des Bruders abzuschütteln. Die Aussöhnung von 1249 überbrückte die Kluft, die der Bruderzwist in die Herzogsfamilie gerissen hatte, nicht. Swantopolks Sohn Mestwin II. verdrängt mit Hilfe der Askanier seinen Bruder Wartislaw, der eines rätselhaften Todes stirbt, leitet dann mit Hilfe der Grosspolen eine slavische Reaktion ein (1272) und zertrümmert die bereits auf deutsches Recht basierte Herrschaft des alten Sambor in Mittelpommerellen. So ist Mestwin II. Alleinherrscher und verwirklichte, was sein Vater erstrebt hatte,

---

berühmt) passen. Mestwin, Msciwy = Rächer. Swantopolk, Ἀγιόμαχος heiliger Streiter; oder liest man Swiatopolk, so Welteroberer, Herzog. Ratibor = freudiger Streiter. Mieczislaw = Schwertruhm. Wartislaw, Ἐμπεδοκλῆς, festen Ruhmes. Wladislaw, Wenzel, Waldemar, Wladimir, Κρατησικλῆς, Machtreich. Boleslaw, Πολυκλῆς = Vielruhm. Bogislaw, Θεοκλῆς, Gottesruhm. Pribislaw, Αὐξανοκλῆς, wachsenden Ruhmes. Subislaw, Sobislaw, Αὐτοκλῆς = Selbstruhm. Przemislaw, ἀγχίνους = scharfsinnig. Grimislaw = Donnerruhm. Kasimir, Pacislaw = Friedruhm, Friedrich. Leszek, Koseform von Alexander Dobrowa = gute, gütige Herrin. Domislawa = Hausruhm. Swinislawa = schweineberühmt. Witoslawa, Νικοκλεῖα = Siegruhm: man sieht, es sind Namen symbolischer Art, deren Bildung ans altgriechische erinnert. (cf. die Anmerkungen im Codex Pomer. dipl.)

[1]) Vergabungen aus ihrem Erbland machen die Teilfürsten unabhängig von den übrigen; Sambor II. ist durchaus kein Unterfürst, wie Kujot S. 451 annimmt.

jedoch nur in Anlehnung an Grosspolen; nach seinem Tode wird das Land ein Streitobjekt seiner Nachbaren.

2. Kulturzustand

Pommerellen stand im 13. Jahrhundert noch auf der Stufe primitiver Ackerwirtschaft. Der pommerische Waldbauer siedelte im strohgedeckten Lehmkaten (chata, chysa, casa; der niederdeutsche Kotten von cuta Hof, Gehöft). In der Siedelung schlossen sich eng die Gehöfte aneinander. Die Dorfstätte war oblong, ein „Rundling", von einem Strauchverhau umgeben[1]). Um einen Teich als Viehtränke oder um einen freien Platz scharten sich die Höfe, radienförmig breiteten sich von hier die zugehörigen Aecker aus; das Bild eines natürlichen Schauspiels der Steppe: Stutenherden, von Wölfen angegriffen, bilden einen Ring und zeigen dem Räuber die Hufe. Zum Dorfe führte nur ein Fahrweg. Gern nannte der Slave sein Dorf nach der Eigenart des Bodens, daher liefert die Etymologie hier reichere Schlüsse auf die frühere Beschaffenheit des Lokals, sie, die sonst wenig Positives der Geschichte bietet[2]).

Der Ackerbau war in der Beschäftigung des Pommern nicht vorherrschend, denn nur leichte Sandstriche konnte sein unzulänglicher, hölzener Hakenpflug (radło) stürzen — den ergiebigen, schweren Schwarzboden nahm erst der deutsche Einzögling mittelst des eisernen Doppelpfluges in Angriff —; vielmehr lag jener im wald- und sumpfreichen Lande der Jagd, Fischerei und Bienenzucht ob (cultura silvae). Die Herzöge waren leidenschaftliche Jäger. Swantopolk verschwand oft tagelang bei seinen Jagdfahrten in den kassubischen Wäldern (Codex dipl. Pomeranie n 394), Sambors II. Gemahlin Mathilde zeigen die Siegel nur als Jägerin. Die frühesten Schenkungsurkunden an die Johanniter sprechen von Lachsfang und Biberzucht (Pom. Ukb. n 9/10). Alte Orts- und Flussnamen erinnern daran[3]). Die Waldbienen-

---

[1]) A. Meitzen, Siedelung I. 174.

[2]) Ausser den obigen Waldnamen hier einige Beispiele aus den Ortsnamen der Gegend, die sich leicht häufen liessen: Barloschno (barłożny = armselig), Bielawken (bielawa = Bühl), Brodden (bród = Furt in der Ferse), Chmielno (chmiel = Hopfen), Gillnitz und Yloviec (ił = Lehm, Mergel), Gluchau (głucha, sc. ziemia) tauber, leerer Boden; Gogolewo wie Goluhn (goły = kahl, öde) Heideort, Gollubien (goły, chlub = kahle Niederung), Gorra = Anhöhe, Jeseritz, Jezierce (jeziorny = hässlicher Landsee, Sumpf), Liniewo (lin = Lein, Flachs), Pehsken, Piaseczno (piasek = Sand), Pinschin (pienka = Hanf), Sprauden, Sprudowo (brudno = schlammig, fetter Boden; alles alte Namen, wenn auch einige von den Urkunden vor 1300 zufällig nicht genannt sind.

[3]) Bobau (bóbr = Biber), s. von Stargard; Bach Bobrowanstruga (= Biberbach) bei Dirschau, genannt 1295.

zucht blieb bis in die neueste Zeit eine gute Einnahmequelle des Landes. Lieferte sie doch neben dem einzigen Süssungsmittel des Mittelalters vor allem das beliebte Getränk des Nordens, den Met[1]).

Die spärlichen Felder kannten keine Einteilung nach einem einheitlichen Landmass; es herrschte grosse Unregelmässigkeit im Anbau, der sich jedoch erweiterte, so das Papst Eugenius vom Zehnten einer Getreideausfuhr 1148 sprechen kann (Pom. Ukb. n 2). Die Erbteilung bei reicher Kinderschar musste die Felderflur bis zur Unerträglichkeit zerstückeln. Dennoch zeigte das Land manch erfreuliches Bild. Der reiche Waldbestand garantierte genügende Befeuchtung. In den Lichtungen, die Windbruch oder Brandschaden geschlagen hatten, dehnten sich kräftige Wiesen und Saatfelder aus. Die Flüsse, deren Fischreichtum wir vergebens herbeisehnen, wurden von frischen Auen begleitet, auf denen die traditionellen Stutenherden[2]) — oft in den Chroniken als Kriegsbeute hervorgehoben — fette Nahrung fanden. In den Waldheiden schaltete der miodar (Zeidler), spannte der Heger (custos silve) die Wildnetze und legte Fallgruben; im Sumpf- und Teichgebiet aber lauerte der bobrownik (Biberjäger) seiner kostbaren Beute auf.

3. Gliederung des Volkes.

Die Bevölkerung teilte sich in Grundbesitzer, Adlige (milites, auch potentes oder nobiles bei Dusburg[3]) — dies die herrschende Klasse, welche den Wehrstand des Volkes ausmachte — und in Bauern, Kmeten (cmethones), teils hörig, teils persönlich frei; als hörige taten sie auf den Gehöften der Herren Haus- und Hofdienste, die freien bewirtschafteten das Land, welches der Adel nicht unmittelbar in eigene Verwaltung übernahm, sassen in Dörfern, bestellten den Boden, entrichteten hiervon Naturalien (Getreide, Honig,

---

[1]) Alte Zeidlersitze: Pszczołki (jetzt Hohenstein bei Dirschau), Resenschin (rzeżać = künstlich aushauen, Zeidlerlöcher in die Kieferstämme), Barchnau (barć = Zeidlernest) bei Stargard, Ossowo (osa = Wespe).

[2]) Alte Orts- und Flurnamen aus dem 13. Jahrhundert verbürgen die Pferdezucht des Pommerellers: Kobilla bei Pogutken (kobyła, caballus = Stute) Stutenhof, Konopat (konie-paść = Pferde weiden), Conski Ostrov (Pferdeholm, -kämpe) im Oberlauf der Ferse, bei Paleschken; Sumpf Chonotope (konie-topić Pferdeschwemme), Wiese Coblilanc (kobyła, łęż = Stutenwerder zwischen Pommey und Janischau). Vgl. das Ortsverzeichnis im Pom. Ukb.

[3]) Analoge Zustände, wie sie bei den nahen Preussen bestanden, darf man, ohne weit fehl zu gehen, auch bei den Pommern annehmen, wie denn überhaupt alle westslavischen Länder fast dieselben Verfassungsformen aufweisen.

Hühner usw.) und leisteten sehr drückende Dienste an die Landesgewalt — letztere incolae, homines oder habitatores in den Urkunden geheissen. Die Dienste, welche das polnische Recht (solutio Polonica, Pom. Ukb. n 389) von den Untertanen verlangte, und die Mestwin II. 1294 omnia iura ducatus nostri nennt, sind folgende: powoz (Fronfuhre), dasselbe ist wiwoz, podwoda oder angaria (Spanndienst), prewod (Wegegeleit), podworowe (Hofdienst), podolowe (Botendienst), stan (den Fürsten mit Gefolge beherbergen und verpflegen), munitio castrorum, mostne (Brückenbau), stroza (Wachtdienst), custodia silvae (Waldhege), prelog (custodia cervorum). Vgl. Pom. Ukb. n 485. Dafür hatten die Kmeten freien Unterhalt, ja ein gewisses Erbrecht am Hofe. Erst die Begabung mit deutschem Recht nach 1250 brachte eine Erleichterung vom Druck dieser Leistungen[1]).

4. Verwaltung. Im Adel, der übrigens bei den Slaven eine Freiheit genoss, wie sie der deutsche nie gekannt hat, sonderte sich um 1250 ein Teil als Hof- oder Beamtenadel (barones) ab. Er ging aus bevorzugten Familien hervor, welche in der Nähe der Fürsten weilten und die eigentlichen Hofämter — diese übrigens nach deutschem Muster eingerichtet — versahen. Dieser Hofadel übte in Vertretung des Herzogs dessen Hoheitsrechte in der Verwaltung aus; die Palatine und Kastellane sprachen mit Hilfe von Unterbeamten (officiales) auf der herzoglichen Burg (castrum, castellum) über die Bewohner des Distriktes (territorium sive terra) Recht, verteilten die öffentlichen Dienste und Lasten und zogen die Einkünfte — naraz = Abgabe an Vieh, ossep = Kornabgabe, poradlne = Pflugsteuer, podymne — Rauchfangsteuer —, den Erntezins (dan, tributum) der Eingesessenen ein. Letztere waren zur Burg des Verwaltungsbezirkes, dessen Mittelpunkt und Umfang häufig schwankte, hinsichtlich deren Bau, deren Befestigung, Verteidigung, Verproviantierung und zur Besserung der Zufuhrwege pflichtig. (cf. Quandt, Baltische Studien 1857, p. 41—45).

Der Staat basierte auf der Naturalwirtschaft, daher verlieh der Fürst seinen Beamten Güter zu ihrem Unterhalt,

[1]) Uebrigens ist über die altslavische Verfassung noch nicht das letzte Wort gesprochen. Prof. Felix Rachfahl unterscheidet in seiner „Organisation der Gesamtstaatsverwaltung Schlesiens vor 1618“, 1894 cap. 1, sogar 3 Abstufen von Kmeten, allerdings nach Vorgang polnischer Historiker. So klar, wie seine Ausführung die Verhältnisse hinstellt, sind diese doch nicht immer; namentlich jener Punkt über die Narocznicy (Kmeten für die Versorgung der Burgbesatzung) ist nicht hinlänglich überzeugend, in Pommerellen finde ich nirgends eine Parallele für sie.

gewöhnlich auf Lebenszeit, falls nicht durch Hochverrat dies Recht verwirkt wurde. Wollte der Beamte aber noch zu Lebenszeit über das Nutzrecht am Leihgute anders disponieren, so bedurfte er dazu der Genehmigung des Herzogs. — Die Urkunden nach 1250 enthalten eine Fülle von Beleihungen, Schenkungen und Verschleuderung der herzoglichen Regalienrechte an Adel, Kirche und eingewanderte Bürger, dass die herzogliche Hausmacht gegen Ende des Jahrhunderts ziemlich verarmt erscheint; die Ländereien sind mit allerlei Anspruchsrechten belastet. So kann Mestwin II. nur mit grossen Opfern an Oliva und den kujavischen Bischof die terra Gymev oder das territorium Wanska völlig pflichtenfrei dem deutschen Orden abtreten. (cf. Pom. Ukb. n. 353 und 363).

Das Christentum war von Süden gebracht und hatte sich allmählich festgesetzt. Brennpunkte seines Lebens waren vor 1250: das Cisterzienserkloster Oliva, das vor allen die Aufgabe der Mission übernommen hatte; das Prämonstratenserinnenkloster Zuckau, die Hofkirche zu Danzig, Liebschau und Schwetz, der befestigte Kirchhof der Johanniter St. Johann (die alte Burg = Stargard), die Kirchen zu Wischegrod (= Hochburg, bei Bromberg) und Chmielno. Auch die Stiftung Pogutken-Pelplin ist ursprünglich als ecclesia, später erst als monasterium genannt[1]). Die christliche Lehre begünstigte das monarchische Prinzip, infolgedessen bürgerte sich die Herrscheridee tiefer ein im jungen pommerellischen Staate; er zeigt bereits nach 1200 so spezialisierte, ausgeprägte Rechtsverhältnisse, dass er sich nicht viel von einem entwickelten Staate des Westens unterscheidet.

5. Eindringen deutschen Rechtes.

Ein Anbahnen deutscher Kultur in Pommerellen zeigt eine Johanniterurkunde von 1229 (Pom. Ukb. n 42): ut libere possint hospites qualescunque iure Teutonicali in omnibus villis suis collocare. 1247/50 erlaubt Sambor II. das Dorf Lipschin mit Deutschen zu besetzen (n 115). Die deutsche Kolonisation geschieht auf den Ruf der slavischen Fürsten, die ihr Land wirtschaftlich heben wollen. Schon 1254 wird jedem nach dem Rechte seiner Heimat geurteilt (n 159). Nun setzt ein intensives Vordringen ein, namentlich von seiten der Hansen (Braunschweiger, Lübecker). Städte mit deutschem Rechte entstehen (Dirschau 1260 — n 185 —, Danzig 1263 — n 204 —), deutsche Dörfer werden ausgesetzt und ihnen freie Ordnungen belassen. Ein Vorkämpfer

[1]) Denn die Missionierung ist als erstes Ziel gesteckt, später erst Cultivierung und Colonisation; cf. Winter. I. 126.

des Deutschen ist Sambor II., der sich mit deutschen Rittern umgibt und seinem Lande (Mittelpommerellen) statt der slavischen Kastellaneiverfassung die deutsche Vogteiverfassung verleiht. 1285 ist deutsches Recht schon ebenbürtig neben polnischem, Mestwin II. befreit Belbuker Güter von polnischem oder deutschem Rechte (a solutione Polonica seu Teutonica — n 389 —). Durch die Besitznahme des Landes vom deutschen Orden wurde deutsches Recht hier Landesgesetz. In den preussischen Landesteilen hatte er teils gewaltsam, teils durch scharfe Verordnungen das einheimische Volkselement dermassen eingeschränkt, dass die deutsche Einwanderung kräftig genug war, dasselbe im Laufe der Zeit zu absorbieren. Auf der pommerellischen „Höhe" jedoch blieb die slavische Bevölkerung, nicht stark vermischt mit deutschen Einzöglingen, sitzen; nach 1466 kräftigte sie sich unter polnischer Herrschaft durch Zuwanderung wiederum, so dass heute nach einer 130 (seit 1772) Jahre langen, allerdings vielfach unterbrochenen Germanisationsbestrebung der alte gemischte Volkscharakter mit sehr starken slavischen Elementen noch unverändert fortbesteht.

6. Pommerellen in deutscher Hand.

Durch Schenkung, Kauf oder Tausch waren die Immunitäten der Kirche und der geistlichen Orden gewachsen, deutsche Städte und deutsche Dörfer waren von der Herzogsgewalt eximiert und zerrissen die Verwaltungsbezirke des Herzogtums. Der Adel hatte sich zwischen Fürst und Bauer gestellt, sein Besitz war gegenüber der durch Erbteilung und Schenkung zersplitterten Hausmacht des Herzogs stark angewachsen, er selbst hatte sogar bei der Regelung der Erbfrage 1282 durch Mestwin II. (Pom. Ukb. n 333) ein Mitbestimmungsrecht ausgeübt[1]). Neue Kulturfaktoren waren aus dem Westen gekommen und brachten neue Rechtsanschauungen hinzu, die alsbald die heimischen zu verdrängen schienen; was anders, wenn sich in dieser Phase der Bruch der altpommerellischen Verfassung vollzog, wenn kühn emporstrebende deutsche Geschlechter, hier die Askanier, dort der deutsche Ritterorden, mit dem Aussterben der Herzöge deren legitimem Nachfolger, dem grosspolnischen Fürstengeschlecht, den Besitz dieser Pforte zum Meere streitig machten und, gestützt auf ein durch einheitliches Recht und Verwaltung geordnetes Land, schliesslich den Sieg davontrugen!

[1]) Vgl. SS. rer. Pr. I. 773: Aufzeichnungen pommerischer Klöster über die Geschichte des 13. Jahrhunderts (Bugenhagens Pomerania p. 147).

§ 6. Sambor II [1]).

1. Jugendzeit, keine verschärfte Vormundschaft.

Der 3. Sohn Mestwins I., Sambor II., ist vor 1209 geboren [2]). Die Gründungsurkunde des Klosters Zuckau (Pom. Ukb. n 14) erwähnt ihn bereits als Kind. Vom väterlichen Erbe erhielt er die Herrschaft um Liebschau, d. s. die Gebiete von Dirschau, Gerdin und das grosse Werder, zu der seit 1229 — als Erbteil vom verstorbenen 2. Bruder Wratislaw — noch Mewe, Rauden, Stargard mit Skossow und Wissoka, Gartschin, Pirsna und Gorrentschin hinzukamen, so dass sein Besitz etwa mit den heutigen Kreisen Dirschau, Stargard, Berent, Karthaus und dem Nordwesten des Kreises Marienwerder zusammenfällt (Quandt, Balt. Studien 1857 p. 49/50). Anfangs nannte sich Sambor dux de Liubesow, später dux, princeps Pomeranie. Volle 12 Jahre nach dem Tode seines Vaters (1220), also bis zu seinem 23. Lebensjahre soll Sambor unter der besonderen Obhut des ältesten Bruders Swantopolk gestanden haben, vielleicht, wie Lohmeyer in seiner Geschichte von Ost- und Westpreussen I. Abt. 1881 p. 42 meint, weil sein Charakter schon damals wenig Vertrauen erweckte. So schweres Misstrauen dem um die deutsche Kolonisation verdienten Herrscher von vornherein entgegenzubringen wäre doch zu ungerechtfertigt, mag auch sein schwankender Sinn, vielleicht die Folge einer schwachen Erziehung seitens der Mutter Swinislawa, ihn zu Schritten veranlasst haben, die seines Landes Selbständigkeit gefährden mussten [3]). Immerhin ist Sambor

---

[1]) Eine Monographie über Sambor ist meines Wissens bisher noch nicht geschrieben. Zweck dieser Zeilen ist, Sambors wenn auch relative Verdienste ums Deutschtum in den Weichselgegenden zu würdigen.

[2]) Hirsch in seiner Genealogie der urkundlich bekannten Herzöge von Ostpommern (SS. rer. Pr. I. 796) meint cr. 1210; für die Darstellung vgl. seine Anmerkungen zur älteren Olivaer Chronik (das. p. 690/1), n. 46/7.

[3]) Die Nachricht von der langen Bevormundung Sambors durch Swantopolk geht allein auf dessen Verteidigungsschrift von 1248 (Pom. Ukb. n 113) zurück, welche Quelle mir durchaus nicht einwandsfrei erschien. Diese Schrift hat den Zweck, Swantopolk im Streite mit seinen Brüdern reinzuwaschen; es ist natürlich, dass alle Schuld von ihm auf die letzteren gewälzt wird. Sie besagt, der Vater habe auf dem Sterbebette Sambor und sein Erbe auf 20 Jahre (!) unter die Vormundschaft Swantopolks gestellt, dieser habe ihn jedoch schon nach 12 Jahren in seine Herrschaft gesetzt. Dem aber widerspricht Sambors vollkommen selbständige Verleihung an Oliva von 1224 und in Gemeinschaft mit Swantopolk von 1229 (Pom. Ukb. n. 28 und 39), so dass Perlbach, auf diesen Widerspruch aufmerksam geworden, schreibt „Sambor scheint also trotz der Vormundschaft des Bruders eine Art Herrschaft ausgeübt zu haben“ (Pom. Ukb. p 101, Anm. 1). Mir ist es unbegreiflich, wie man bisher ohne Einschränkung den Angaben jener Rechtfertigungs-

früh in den Besitz seines Erbes getreten; denn 1224, also mindestens 15 Jahre alt, verleiht er eigenhändig als Herzog von Liebschau auf Schloss Tymau, woselbst ein Konvent der Kalatraveritter sass (genoss Sambor hier etwa eine standesgemässe ritterliche Ausbildung?), dem Kloster Oliva das Dorf Rathstube und 10 Hufen (aratra theutonicalia!) im Dorfe Raikau zum Wiederaufbau desselben — Preussen hatten diesen Hauptstützpunkt der Heidenmission eingeäschert (Pom. Ukb. n 28). In Uebereinstimmung mit Swantopolk weist er 1229 demselben Kloster das Land Mewe (terra Gymev cum tota Wansca) aus der Hinterlassenschaft des früh verstorbenen Bruders Wratislaw zu, wobei er noch in der Urkunde den Vortritt vor dem älteren Bruder hat (n 39).

2. Beziehungen zum Westen, Heirat.

Als Zeuge erscheint Sambor in Urkunden von 1220 und 1224. Am Kreuzzuge gegen die Preussen 1233 nimmt er mit Swantopolk teil, die Schlacht an der Sorge wird durch die Taktik beider entschieden[1]). Allerdings musste das

---

schrift vertraute, die von den Hofklerikern des verschlagenen Swantopolk verfasst ist, von ihm absolut ungenügend beglaubigt wurde, daher ihr Inhalt auch vom päpstlichen Legaten für ungültig erklärt und der Bann über Swantopolk ausgesprochen wurde. Gewiss war Swantopolk als senior vor seinen Brüdern im Vorrang, aber die verschärfte und verlängerte Vormundschaft über Sambor dürfte fingiert sein, darauf berechnet, die Politik Swantopolks, hinzielend auf eine Alleinherrschaft, vorzubereiten. — Das Chronicon Olivense beurteilt wieder Swantopolk nach Massgabe seiner Geschenke ans Kloster und erteilt ihm in jeder Hinsicht das uneingeschränkte, beste Lob (p. 17, p. 37), anders bei Sambor, der anfänglich sein Wohltäter, später sein grimmiger Feind wurde, da es im Streite der Brüder zu Swantopolk gehalten hatte (p. 38). Dieselbe ältere Chronik berichtet von Sambors Flucht aus Thorn, worüber preussische Quellen nichts besagen und die Dlugosz (I. 813) erst wieder erzählt. Wahrscheinlich entnahm der etwa 75 Jahre später schreibende Mönch von Oliva dies mehr als zweifelhafte Heldenstückchen (Sambor durchschwimmt als 67jähriger Greis zu Pferde den reissenden Weichselstrom) der unter dem Volk bereits umgehenden Sage, welche mitleidig sich des unglücklichen, mehrfach vertriebenen Fürsten annahm und sein trübes Lebensende im Ausland durch Ausschmückungen verschönern wollte. Als factum hat die Flucht Sambors aus Thorn nur eine slavische Geschichtsauffassung hingenommen; blieb doch dann der Anlass resp. die Verdächtigung bestehen, der deutsche Orden habe Sambor bis an sein Ende festzuhalten gesucht, um ihm schliesslich den Rechtsanspruch auf dessen ganzes Land abzuringen; allerdings ist für jene Art von Geschichtsschreibung die Scheidegrenze zwischen Wirklichkeit nnd Phantasie nicht so scharf gezogen. Beide erwähnten Quellen aber haben verursacht, dass Sambor in der Reihe der pommerellischen Fürsten nicht sonderlich angesehen war. Bei ihrer Stellungnahme aber wird man nun gut tun, Sambor im ganzen gelinder zu beurteilen, wie Voigt (Geschichte Preussens II. 446/7 und 606/10) es bereits getan hat.

[1]) Dusburg, pr. Chronik III. c 11 und Olivaer Chronik p. 22, siehe auch die ältere Hochmeisterchronik, SS. rer. Pr. III. 544.

wenig geschützte Nordpommerellen, während die Sieger noch auf der Walstatt ausruhten, dafür entgelten; raubend zog ein starker Haufe Pomesanier über die Weichsel, sengte und brannte und zerstörte abermals das Kloster Oliva, während sich nur mit genauer Not die Hofburg Danzig hielt. — 1229 war Sambor nach dem Westen gegangen; hier lernte er den Glanz eines hochentwickelten Rittertums kennen, auch die Träger deutscher Kultur in den Wendenländern, so in Doberan (Mecklenburg) die Cisterzienser, mit denen er später bei der Stiftung eines Familienklosters in Verbindung trat. Aus Mecklenburg führte Sambor noch im selben Jahre Mathilde, die Schwester der slavischen Fürsten Johann und Nikolaus in Vorpommern, als Frau heim. Unterwegs ist er noch Zeuge einer Schenkung seines Neffen Barnim von Westpommern (Pom. Ukb. n 42), wie seine junge Frau mit ihrem Gefolge (cum suis) einer Stiftung seitens Sambors Schwester Miroslawa an Zuckau beiwohnt (n 40). 1237 wird Sambor wiederum, zugleich mit dem Abte von Doberan, als Zeuge einer Ueberweisung an das Domstift Güstrow genannt. Wahrscheinlich ist hier geplant und verabredet, was der frühe Tod des einzigen Sohnes, Subislaw (1254 †), den Herzog zur Ausführung bestimmte, in Verbindung mit dem Cisterziensern ein Familienkloster zu stiften, dessen Mönche für das Seelenheil der herzoglichen Familie beten — jeder Fürst des Mittelalters will freigebig (höchste Ehre jener Zeit) erscheinen, doch zugleich materielle Vorteile haben —, aber auch auf das umwohnende Volk bildend wirken, den Boden urbar machen und unfruchtbare Landstriche besiedeln sollten.

3. Bruderzwist.

Im Zeitpunkt, da zwischen dem deutschen Orden und Swantopolk bereits eine tiefe Missstimmung eingetreten war, scheint zugleich zwischen diesem und seinen Brüdern eine Fehde ausgebrochen zu sein. 1236 zwar finden sich Swantopolk und Sambor noch bei Vermächtnissen an die Kirche zusammen. Ratibor hatte die Landschaft Stolp geplündert, dafür brannte Swantopolk ihm seine Burg Belgard an der Leba (heute nur ein Burgwall) nieder. 30. XI. 1238 ist Swantopolk im Besitz der Länder beider Brüder, denn eine Urkunde der kujavischen Kirche (Cod. Pom. dipl. n 263), welche von Swantopolk befehdet war und nun Schadenersatz verlangte, sagt aus, die Schulden beider Brüder an den Bischof solle Swantopolk bezahlen, quia terram eorum possidet. Doch dieser Zwist dürfte nur von kurzer Dauer gewesen sein, denn Swantopolk und Sambor sind 1239 wieder bei Schenkungen an die

Kirche beisammen (Pom. Ukb. n 69). 1240 macht Sambor als Herzog von Liebschau zum Seelenheil der verstorbenen Mutter eine Schenkung an Zuckau, 1241 löst er gegen 14, dann erhöht gegen 18 Dörfer der Kastellanei Gorrentschin sein Land vom Zehnten an den kujavischen Bischof ab (n 75), mit welchem Tausch jedoch der nachfolgende Bischof Wolimir nicht mehr einverstanden ist, denn Swantopolk, der mit der Möglichkeit rechnet, Sambors Land könnte noch an ihn selbst fallen, erklärt ihm, in dem Falle die Zehnten wieder in Naturalien auszahlen zu wollen (n 148). Ratibor hingegen ist 1242 wieder im vollen Besitz seiner Güter, er macht allerdings Anspruch auf einen grösseren Anteil am väterlichen Erbe (Cod. dipl. Polon. II b. n. 29). Alsbald aber wurden die Feindseligkeiten zwischen den Preussen und Swantopolk einerseits und dem deutschen Orden sowie den polnischen Herzögen auf der anderen Seite heftiger, deren Bunde Sambor und Ratibor 1243 beitraten, wahrscheinlich weil ihnen der ältere Bruder zu herrisch und nach der Alleinherrschaft strebend, entgegengetreten war[1]). Swantopolks redliches Streben, in das zerrissene Land geschlossene Einheit zu bringen, um so mehr, als drüben der neue Nachbar zielbewusst und konsequent die Preussen unterwarf und in der Folgezeit als ein nicht geringer Gegner seinem Lande erstehen könnte, ist wohl zu billigen; aber es musste ihn mit seinen Brüdern in Konflikt bringen. Dafür aber hatte er auf seiner Seite alle Nationalgesinnten, während Sambors und Ratibors Anhang so schwach blieb, dass beide ihrem Bruder gegenüber machtlos waren. Der Krieg selbst, reich wie immer an Plünderung, ist sattsam bekannt; Einzelheiten sind bei Voigt[2]) zu finden. Ratibor wurde gefangen und von Swantopolk bis 1249 in Gewahrsam behalten. Sambor wieder musste flüchten; mit seiner ganzen Familie ist er 1243 beim Bischof Michael von Kujavien (Cod. dipl. Pom. n 317) und lebt hier wahrscheinlich in drückenden Verhältnissen, denn der Bischof leiht ihm erst 90 Mark, später 300 Mark, wogegen ihm Sambor 1250 die 5 Dörfer Mühlbanz, Rauden, Kleschkau, Wischin und Zarnomino verpfändet[3]). 1245 wagt Sambor mit Hilfe der Kulmer Bürger

---

[1]) Pom. Ukb. n 79; die Urkunde sagt ganz allgemein: quibus (Sambor nnd Ratibor) etiam injuriatus est supra modum.

[2]) Geschichte Preussens II. 427 und 531 ff.

[3]) Pom. Ukb. n. 123—5; der geldbedürftige Fürst kann 1257 die Schuld noch nicht abtragen. Der Bischof behält die Dörfer weiter, Sambor zahlt dazu noch jährlich 100 Mark. Gegen Ende seiner Regierung jedoch hatte Sambor halb Rauden eingezogen (n. 166 u. 311).

— als Dank dafür verleiht Sambor 1252 ihnen Zollfreiheit in seinem Lande (Pom. Ukb. n 136) — einen Handstreich gegen den Burgstall Schlanz, welchen Swantopolk im Lande Sambors errichtet hatte; doch der Ueberfall misslingt und die Burgbesatzung nimmt während eines Ausfalls Herzog Sambor gefangen. Bis 1248 bleibt dieser nun Swantopolks Gefangener, erst gegen völligen Verzicht auf sein Land wird er freigelassen. Sambor klagt nun beim päpstlichen Legaten Jakob von Lüttich auf Herausgabe seines Gebietes und dessen Einkünfte, er selbst geht ins Ausland, vermählt noch im gleichen Jahre seine Tochter Margarethe mit Christoph von Dänemark, der 1252 König wird [1]), und nimmt seinen Aufenthalt dann wieder in Kujavien, wahrscheinlich bei Herzog Zemovit, der nach 1250 Sambors Schwiegersohn wurde (SS. rer. Pr. I. 691, Anm. 47). Selbst nach Beilegung des Bruderzwistes weilt er etwa bis Juni 1250 hier (urkundet vor dem 24. VI. in Thorn).

Swantopolk erklärte sich am 12. September 1248 bereit, im Streite mit seinem Bruder als Schiedsrichter die Herren Nikolaus und Johannes von Kassubien und den Landmeister Heinrich von Wida anzunehmen (Pom. Ukb. n 107). Den festgesetzten Termin versäumte er jedoch, indem er eine mehrtägige Jagd in den kassubischen Wäldern vorzog. Einer seiner Kleriker wohl brachte eine Rechtfertigungsschrift des Herzogs nach Thorn, in der die Handlungen seiner Brüder aufgezählt waren, die ihn gereizt hätten; doch der Brief war völlig ungenügend beglaubigt, so dass dem Inhalt nicht geglaubt werden konnte; ergrimmt über die hinhaltenden Versprechungen und Zusagen des Herzogs, die aber nicht gehalten wurden, schleuderte der Legat auf Swantopolk den Kirchenbann (Pom. Ukb. n 113/4). Dies wirkte. Ratibor wird aus der Haft entlassen, man findet ihn mehrmals noch bei Vergabungen Swantopolks an die Kirche; er tritt 1257 in den deutschen Orden, vermacht ihm seine Güter und ist 1276 schon tot (Cod. dipl. Polon. IV. n 39). Sambor wie Ratibor erhalten unverkürzt ihren Besitz und sollten Swantopolk fortan gleich sein (et debere ei in portione hereditatis secundum terre consuetudinem pares esse; Lukas David, Preussische Chronik III. Anhang n 8). Die Versöhnung fand nach dem 8. XII. 1248 statt, und da unterm 22. X.

---

[1]) 1256 weilt Sambor in Dänemark und hat Gelegenheit, in die dortigen Verhältnisse einzugreifen; 1258 erinnert er sich in einer Urkunde bei der Erwähnung des damaligen Kaisers und Papstes mit Stolz seines Schwiegersohnes „et Christoforo regnum Dacie feliciter gubernante (Pom. Ukb. n 170).

1249 der Papst Swantopolk schon dilectum filium nennt (Pom. Ukb. n 120), dieser also nicht mehr im Banne sein konnte, dürfen wir den Versöhnungsakt etwa ins Frühjahr 1249 setzen.

Seitdem verlautet nichts mehr in den Urkunden über das Verhältnis der Brüder. Als 1252 der Krieg zwischen Swantopolk und dem Orden von neuem losbrach, scheinen sich die anderen Brüder ruhig verhalten zu haben. Eine gewisse Entfremdung mag zwischen den Familiengliedern fortbestanden haben, eine Missstimmung, welche nach Swantopolks Tode zwischen Sambor und Mestwin II. zur blutigen Fehde führte. Nur eine Urkunde von 1260 (Pom. Ukb. n 181/2) scheint darauf hinzudeuten, dass der alternde, sich mit der Landeskultur nunmehr beschäftigende Swantopolk noch immer nicht den Gedanken an eine Vorherrschaft aufgegeben hat, wenn er die durch Sambor erfolgte Gründung des Cisterzienserklosters Marienberg oder Neu-Doberan bestätigte[1]), was sich völlig erübrigte, da die Verleihung des Herzogs Sambor in seinem Gebiet an sich rechtskräftig war. Aber die vorsichtigen Mönche müssen, um künftighin Ruhe zu haben, sich von allen in Betracht kommenden politischen Faktoren eine Bescheinigung des ihnen geschenkten Besitzes ausstellen lassen, gleichgiltig, ob diese dazu befugt waren oder nicht[2]).

4. Pflege innerer Landeskultur, Förderung deutscher Kultur.

Als Sambor in sein Land zurückkam, war sein erstes die Festigung seines Besitzes in Anlehnung an das im Osten kräftig vordringende Deutschtum, zu dem er die freundschaftlichen Beziehungen, welche er auf seinen Reisen, auch während seiner Verbannung gemacht hatte, durch Geschenke[3]) aufrecht zu erhalten nicht unterliess (Hirschs Anmerkung, s. oben 33,2). Schon lange zugänglicher dessen Brauch und Sitte denn sein nationalbewusster Bruder, nimmt er ihn jetzt gänzlich an, was wohl nicht an letzter Stelle auf Mathildens Bemühen zurückzuführen sein wird. Er umgibt sich mit niedersächsischen Rittern[4]),

---

[1]) Die Gründung sei mit seiner Genehmigung geschehen!

[2]) Je mehr Privilegien man im Mittelalter erhaschen konnte, um so besser war es.

[3]) cr. 1247/9 gibt Sambor das Dorf Lipschin aus zur Besetzung mit Deutschen (Pom. Ukb. n 115), dem deutschen Cisterzienserkloster Lekno in Grosspolen 2 Dörfer im Berenter Kreise (n 162 u. 478), überlässt dem deutschen Orden 1251/3 seine Ansprüche auf das grosse Werder und schenkt ihm die Werder Beru bei Mewe (n 134 u. 145), giebt den Kulmer Bürgern 1252, den Elbingern 1255 Zollfreiheit in seinem Lande (n 136 u. 161), verleiht an Deutsche Dörfer (so n 164).

[4]) Als Zeugen nennen die Urkunden: 1253 Friedrich von Wildenberg — sein Sohn Nikolaus ist 1287 Schultheiss der anzulegenden

vornehmlich Braunschweigern und Lausitzern (unter ihnen die Logendorfs, welche nach Zusammenbruch der Samborschen Herrschaft zum deutschen Orden flüchteten und deren ein Nachkomme als Bischof von Ermland 1466 Felonie an diesem beging), belehnt diese Ministerialen mit Gütern im Dirschauer Gebiet oder setzt sie als Vögte und Schultheisse statt der früheren Kastellane ein — über welche Zurücksetzung der einheimische Adel natürlich erbittert ist —, eine Verfassung, die, keinen Rückhalt beim Volke findend, mit Sambors zweiter Vertreibung zusammenbricht. Handels- und gewerbsbeflissene Bürger zieht er ins Land. 1258 geschieht die Schenkung von 600 Hufen an Doberan, welches im oberen Teile des Samborschen Landes ein neues Kulturzentrum schaffen soll (Kloster Neu-Doberan). Von grösster Wichtigkeit jedoch für die Festsetzung des Deutschtums in der Weichselgegend ist Sambors Verleihung des Landes Mewe mit dem Schlossbezirk Skossow, etwa $^1/_8$ seines Besitzes überhaupt, an den deutschen Orden 1276. Damit schuf Sambor ihm eine Brücke über den Weichselstrom und liess eine Verbindung mit den andern deutschen Grenzmarken voraussehen sowie mit dem fernen Westen, auf den der Orden in seiner Existenz stets angewiesen war, dessen Zuzug im Kriegsfalle Grosspolen oder Pommern leicht unterbrechen konnte, wenn nicht die befestigten Punkte der Heeresstrasse in des Ordens Hand waren[1]). Ueber die Motive dieser Schenkung seitens des damals bereits vertriebenen Herzogs äussert sich die Schenkungsakte nicht. Nüchtern bemerkt nur die ältere Hochmeisterchronik hierzu, der vertriebene Sambor gab auch seinen Teil dem Orden, „domit sult men im geben allerley nottorft sein leben lang“ (c. 72/3). Unparteiisch ist sie durchaus nicht.

Als neuen Hauptsitz seines Landes erbaute sich Sambor 1252[2]) am Orte Trsow (Dirschau), dort, wo der Höhenrand

---

Stadt Gerdin (n 427) — und Daniel von Jüterbock (n 145); 1255 Hildebrand der Junge, Johann scriptor oder cancellarius de Logendorf, Johann von Wittenberg, Schultheiss von Dirschau, dessen Sohn Herbord von Sommerfeld, dessen Sohn Konrad von Logendorf, Friedrich von Never, Konrad von Forst; 1256 Heinrich Schilder, Johann von Beyzenburg, Heinrich von Braunschweig, Arnold von Kalbe, Hermann Diabolus, Heinrich de Indagine, Heinrich von Stormarn, Hermann Bolko (Balk), der Vogt Peregrinus; Knappe Philipp, Ditmar und Hartwig von Ratzeburg.

[1]) Die Kämpfe im 13jährigen Kriege (1453—66) um die Städte Konitz, Stargard und Mewe drehen sich eigentlich um diesen Gesichtspunkt.

[2]) Fertiggestellt am 30. IV. (Pom. Ukb. n 136).

hart zur Weichsel abfällt, eine starke Burg. Bisher hatte er in Liebschau residiert [1]); an der dortigen Hofkirche versahen die Johanniter seit langem die Seelsorge (Pom. Ukb. n 9). Aber sie waren Sambor missliebig geworden, seitdem sie, schon allein aus Rivalität gegen den deutschen Orden, Swantopolks Partei vertraten, wofür ihnen Swantopolk 1248 die Dörfer Mahlin und Turse zurückstellte, die Sambor ihnen widerrechtlich entzogen haben soll [2]). Um den neuen Hauptort des Landes, der 1253 noch einen Kastellan (n 145), 1256 bereits einen Schultheiss an seiner Spitze sieht (n 164 [3]), siedelten sich deutsche Bürger und Ackerbauer an, so dass 1260 der Ort vom Herzog zur Stadt erhoben und mit lübischem Rechte begabt wurde (n 185). Die Fürsorge des Herzogs um Dirschaus Wohlfahrt hat dessen Rat und Bürgerschaft (1305 besteht der Rat aus Bürgermeister Hartwig, Münzer Gerhard, Schneider Hermann und Marquard, Heinrich genannt Kule und einem Schmied Johann — n 633) Sambors Enkel Kasimir gedankt, indem sich die Gemeine 1309 gegen den deutschen Orden aufs äusserste wehrte und diesem nur einen Schutthaufen überliess, wofür sie auch die härteste Strafe traf, die Verbannung vom heimatlichen Boden (n 668). So setzte wenigstens diese Stadt dem vertriebenen, fast überall mit Undank belohnten Sambor ein rühmliches Denkmal deutscher Treue.

5. Hass gegen Oliva.

Frühjahr 1256 kehrte Sambor von seinem Besuche aus Dänemark (vgl. SS. rer. Pr. I 737,7) heim und urkundete bereits am 13. V. zu Dirschau (n 164). Seine Abneigung gegen Oliva, dessen Wohltäter er in der Jugend gewesen war, das aber im Bruderzwiste sich auf die Seite Swantopolks geschlagen hatte und das vom deutschen Orden, welcher dem Cisterzienserorden ein ergiebiges Missionsfeld entrissen hatte, dreimal verwüstet worden war, kam nunmehr in Gewalttätigkeiten gegen dessen Besitz zum Ausdruck [4]). Im nämlichen Jahre schon beunruhigte und beeinträchtigte er es mit einigen Laien der kujavischen und Kulmer Diözese

---

[1]) M. Töppen: Historisch-komparative Geographie von Preussen, Gotha 1858, p. 45.

[2]) Pom. Ukb. n. 104, die Echtheit der Urkunde steht nicht ganz fest. Vgl. Voigt, Geschichte Preussens II. 421 ff.

[3]) Es ist Johann von Wittenberg; die deutsche Vogteiverfassung ist also vor 1256 eingeführt. Hauptmerkmal dieser ist bekanntlich, dass der Vogt dem Gericht nur vorsitzt und das Urteil verkündet, welches die Schöffen finden, während der Kastellan nach slavischem Recht in eigener Person das Urteil findet, spricht und ausführt.

[4]) Vgl. die ältere Chronik von Oliva, SS. rer. Pr. I. 690—1.

(n 169). Das Kloster klagt nach Rom, dies nimmt es in Schutz; 1258 wird den Vorstehern des Mogiloer Klosters und des Kulmseer Domkapitels befohlen, Olivas Klagen zu untersuchen (n 169, 192, 212, 218). Sambor entzieht ihm die terra Wanska etwa um 1257. Papst Urban betraut die Aebte von Usedom und Belbuk mit der Untersuchung dieses Falles, ja er selbst erlässt einen Befehl an den Herzog, das Land herauszugeben. Jene Inquisitoren verhängen über Sambor den Bann, denselben bestätigt 1266 der päpstliche Legat Guido. Sambor schickt Truppen aus und lässt Olivas Güter plündern und verwüsten. Der Legat belegt 1267 sein Land mit dem Interdikt. Doch die Kirchenstrafen fruchten nichts. Vielmehr erklärt der Herzog Olivas Ansprüche auf die Wanska für durchaus nichtig, entzieht ihm noch Raikau und Rathstube, gibt diese Dörfer 1276 Neu-Doberan und die Wanska dem Deutschorden. Jenes hütet sich wohl, ein Danaergeschenk anzunehmen, um es sich nicht mit dem älteren Schwesterkloster zu verderben, dieser aber erzwingt die Herausgabe der Wanska 1282/3 von Mestwin II. An letzteren waren Raikau und Rathstube nach Sambors Tode gefallen, er gab sie 1289 wieder Oliva zurück (n 277/9 und 435).

6. Sambors Familienleben, 2. Vertreibung des Fürsten, sein Ende.

So bar an politischem Erfolge, minder unglücklich war Sambor in seinem Familienleben. Der Ehe mit Mathilde waren ein Sohn Subislaw, der jedoch im frühen Alter starb[1]), und 4 Töchter, Margarethe, Euphemia, Salome und Gertrud, entsprossen. Die gesamte Herzogfamilie finden wir mit glänzendem Reitergefolge 1258 bei der Stiftung Neu-Doberans vor (s. die Fundatio). Die Verheiratung der 3 ersten Töchter mit hohen Geschlechtern zeugt von Sambors hochstrebendem Sinn. Margarethe, ebenso kühn und jagdliebend wie die Mutter, folgte 1248 ihrem Gemahl, König Christoph I., nach Dänemark; sie ist es, die der Dänenmund als die „tapfere Margarethe Sprenghengst“ feiert[2]). Nach des Mannes frühem Tode (1259) führte dies männliche Weib die Herrschaft für ihren kleinen Sohn Erich Klipping mit Kraft. 1283 starb sie. Euphemie hatte Herzog Boleslaw der Kahle von Schlesien heimgeführt; da dieser sie in seiner Ausschweifung[3])

[1]) 1254, begraben bei den Dominikanern zu Stralsund nach der Fundatio des Pelpliner Klosters (SS. rer. Pr. I. 810); Pelpliner Nekrolog (unterm 11. IV.).

[2]) Dahlmann, Geschichte Dänemarks I. 421. Auch die Volkssagen Hinterpommerns von der schwarzen Jägerin (O. Knoop, Volkssagen usw. Posen 1885, p. 33/5) beziehen sich meiner Meinung nach auf sie.

[3]) Stenzel, SS. rer. Siles. I. 31.

einer Buhlerin wegen vernachlässigte, entfloh sie ihm. Salome war Herzog Zemach (Zemovit oder Ziemomyśl) von Kujavien angetraut, während Gertrud ledig blieb. Dieser überwies ihr Vetter Mestwin II. die Herrschaft Pirsna mit 22 Dörfern 1284, welche Gertrud 1312 dem deutschen Orden verkaufte (n 384). Frau Mathilde starb nach dem Pelpliner Annalisten am 23. XI. 1270. Bald danach bricht der Streit zwischen Sambor und Mestwin II. aus, dessen innerer Grund die slavische Reaktion am Mestwinchen Hofe war[1]).

Sambors viele Reisen hat man auf Abenteuerlust, seine Geldnot auf Leichtlebigkeit und Prachtliebe zurückgeführt (so die Hochmeisterchronik c. 72/3). 1241 weilte er beim deutschen Orden (n 75), während seiner ersten Verbannung in Kujavien und Thorn. 1263 ist er wieder beim Schwiegersohn Zemach (in Inowrazlaw, wo er als Schiedsrichter in einem Streite zwischen Kujavien und dem deutschen Orden waltet (n 198). Nach seiner zweiten Vertreibung hält er sich beim deutschen Orden, in Elbing, Thorn, schliesslich bei der 3. Tochter in Kujavien bis zu seinem Ende auf (n 227/8, 277/9).

In die Kämpfe, die nach Swantopolks Tode (1266) zwischen seinen beiden Söhnen sich entspinnen, scheint sich Sambor eingemischt zu haben. Wollte er etwa in die Rechte der altslavischen Senioratsverfassung[2]) treten und als ältestes Haupt der Fürstenfamilie die Oberherrschaft an sich bringen? Aber nach ihr trachteten, auf bessere Hilfsmittel gestützt, auch seine Neffen und diese stürzten den Seniorat über den Haufen. Zuerst wird Wratislaw Alleinherrscher (den älteren Bruder Mestwin hält er gefangen), dann stürzt dieser ihn mit Hilfe der Askanier, welche indess mit den deutschen Städten des Landes ein deutsches Regiment einzuführen gedenken. Derweilen stirbt Wratislaw inmitten neuer Kriegsrüstungen in Wischegrod eines plötzlichen Todes (1271). Mestwin II. jedoch entwindet sich mit Hilfe der Grosspolen der brandenburgischen Gefahr und leitet dann eine slavische Reaktion ein (1272), der auch die Herrschaft Sambors erliegt. Dieser flüchtet zum deutschen Orden, hält sich bei ihm bis 1276 auf, geht dann nach Kujavien, stirbt hierselbst am

---

[1]) „Post haec orta est simultas et discordia inter Samborium et Mestwinum, quae eousque processit, ut Samborius potentiae Mestwini impar cedere ducatu suo et exulare inter alienos cogeretur.“ Vgl. Strehlke, Doberan etc. p. 39, Anm.

[2]) Voigt nennt das Streben nach der Oberherrschaft von seiten aller Mitglieder des Herzoghauses eine „ungeordnete und zweideutige Erbfolge in den pommerschen Landen“! (II. 446).

31. XII. 1278 (nach dem Pelpliner Nekrolog) und wird in fremder Erde, in Inowrazlaw (Juno-Wladislawia), bestattet[1]).

Eine slavische Geschichtstradition ist Sambor abhold geblieben, da er durch seine blinde Vorliebe für deutsches Wesen die Selbständigkeit Pommerellens gefährdet habe. Der vom Standpunkt des Pommerellers verurteilte Schritt des Herzogs, die Schenkung der Wanska an den Orden, sein Gravitieren zum Deutschtum lässt sich immerhin psychologisch rechtfertigen. Wenn Sambor deutsche Ritter in sein Land zog, so wollte er, auf diese gestützt, seine Herrschaft festigen; siedelte er deutsche Bürger und Bauern an, so war er bestrebt, sein Land auf die Höhe westlicher Kultur zu bringen. Entzog er Oliva die ihm gemachten Schenkungen, so tat er dies, weil das Kloster nach seiner Auffassung sich als unwürdig solcher Gunsterweisungen bezeigt hatte: denn seinem Wohltäter gegenüber verhielt es sich während des Bruderkrieges nicht einmal neutral. Um es dauernd aus dem Besitz der Wanska zu bringen, gab Sambor diese seinem mächtigen Nachbar im Osten, der stets sein politischer Rückhalt gewesen war, der ihm bisher eine vierjährige Gastfreundschaft erwiesen hatte. Dagegen hatten die eigenen Verwandten ihn zweimal aus seinem Lande verjagt und zwangen ihn in der Fremde herumzuirren, statt ihm, dem greisen Manne, einen ruhigen Lebensabend, sei's unter den Dirschauer Bürgern, sei's bei den Pogutker Mönchen, zu gönnen. Was Wunder, wenn Sambor seinem Freunde als Entgelt, gegen den Neffen und Oliva aus Hass und Aerger, einen Teil seines ohnehin vom kirchlichen Besitz bereits zersplitterten Landes verschrieb und ersterem so die Tür zum Familiengute öffnete, von dem ihn der Verwandten Herrschsucht vertrieben. Ueberdies war Pommerellen schon damals eine zu schmale Basis für ein starkes, lebensfähiges Staatsgebilde, die Nachbarn drängten zum Meere heran. Das Herzogtum musste eben in jener Zeit der Staatenbildungen,

[1]) Vgl. Długosz, Hist. Pol. I. 813. Kujot (p. 12/13) lässt ihn schon 1275 (!) sterben, behandelt ihn mit mitleidiger Nachsicht ob seiner politischen Fehler (p. 65), teilt auch aus Długosz die Märe von Sambors Flucht aus Thorn mit, die eines chauvinistischen Gepräges nicht entbehrt und geeignet ist, den deutschen Orden roher Undankbarkeit zu beschuldigen. Allerdings kennt dieser, der Zögling venetianischer Staatskunst, in der Verfolgung seiner nüchternen Politik keine weichliche Gefühlsregung: seiner Herrschaft ist — wie Quandt so treffend sagt (Baltische Studien 1855 I. 209) — „das Umsichgreifen per fas et nefas mit Wahrung des formellen Rechts eigentümlich." Uebrigens was die Glaubwürdigkeit des Krakauer Domherrn betrifft, so vgl. J. Caro's: Johannes Longinus. Beitr. z. Literaturgeschichte des 15. Jahrhunderts, Jena 1863.

als zu schwach befunden, untergehen. Als 1308/9 die Askanier allzu beutegierig gen Danzig stürmten, konnte der Grosspole dem überraschten Ostpommer nicht zeitig Hilfe bringen: da nützt in dieser politischen Konstellation der dritte Nachbar, der vorsichtig bisher abgewartet hatte, rasch die gute Gelegenheit aus, er wirft einen Hilfstrupp zur polnischen Besatzung in die Burg Danzig, weist die Brandenburger ab, setzt sich mit einem Gewaltstreich in den alleinigen Besitz der Burg und erobert alsdann binnen einem Jahre regelrecht ganz Pommerellen. Tertius gaudet, wie 1204 Venedig in Byzanz. (Eingehender bei wohltuender Objektivität in J. Caro, Geschichte Polens II, 1 cap. 2, p. 34—54).

Dem Gönner der deutschen Kreuzritter, der Cisterzienser und Prämonstratenser, dessen Güte sich neben Oliva, Pelplin und Zuckau auch Lond, Lekno und das Nonnenkloster zu Kulm (Ukb. d. Bistums Culm n. 88) erfreuten, sollte heute der eifrige Vorkämpfer einer Germanisierung mehr Sympathie entgegenbringen, sein Verdienst, dass er eine Kolonisation der Deutschen im mittleren Ostpommern anbahnte und dem deutschen Orden den Weg ebnete, das Land links der Weichsel auch in seinen Kulturbereich zu ziehen, gerechter beurteilen. Doch die Pioniere einer westlichen Kultur, deren Anziehungskraft selbst ein nationalbewusster Swantopolk nicht ganz sich entziehen konnte, hatten schon auf friedlichem Wege Pfade in die Wildnisse des Ostens geschlagen, auf denen nun der Ueberschuss der Bevölkerung, Ritter oder Kaufmann, Mönch oder Bauer, in die neugeöffneten Wirtschaftsgebiete abfloss. An der Spitze dieser Truppe, an Arbeitskraft wie Schaffensdrang gleich hervorragend, stehen die Cisterzienser.

§ 7. Die Cisterzienser im mittelalterlichen Kolonisationsgebiet.

1. Ursprung.

Abt Robert von Molesme legte 1098 mit der Stiftung des Reformklosters Cistercium den Grundstein zum Cisterzienserorden, welcher die alte Strenge des Kluniazenserordens neu beleben sollte. Die Persönlichkeit eines St. Bernhards machte diese neue Regel populär und zwar in so hohem Grade, dass selbst höhere kirchliche Würdenträger, ja ein Papst Eugen III. sich Mitglieder derselben nannten[1]).

[1]) Verwiesen sei hier auf eine kleine Festschrift zur 800 jährigen Gründung von Citeaux: P. Halusa, der Cisterzienserorden, München-Gladbach 1898. — § 7 zu Grunde gelegt ist Winter 1. Bd. III. p. 89—154; vgl. auch Kujot, p. 32—39.

Unter den vier Stammesklöstern des Ordens ist Morimund, ein charakteristischer Ortsname der Cisterzienser, die Mutter der meisten norddeutschen Cisterzienserklöster geworden, welche sich in der Kultivierung und Besiedlung der öden Waldländer des Ostens reiche Verdienste erworben haben.

Wiewohl die Anfänge des Ordens im romanofränkischen Sprachgebiete wurzelten und obschon seine Tendenz universaler Natur war, nahmen im norddeutschen Tiefland seine Klöster einen spezifisch deutschen Charakter an, der im östlichen Kolonisationsgebiete der Germanisierung grossen Vorschub leistete. Hier schlossen sie sich gegen die stammesfremden Eingeborenen, gegen deren Sitte und Brauch starr ab, im regen Verkehr mit den Mutterklöstern des westlichen Deutschlands die nationale Eigenart sich wahrend, von dort den Nachwuchs teilweise und vielfache Anregungen entnehmend. Noch im 16. Jahrhundert ist dieses Band zwischen den deutschen Klöstern fest, und es bedurfte zweier polnischer Reichtagsbeschlüsse (zu Peterkau 1511 und 1538), um die Aufnahme polnischer Novizen und polnischer Aebte zu erzwingen [1]), und hiermit war die Polonisierung der Stätten deutscher Kultur und deutscher Gesittung vorauszusehen.

2. Ausbreitung.

Seit 1150 hatte der Orden begonnen, sich intensiver über die Wendenländer, wo er entgegen der bisherigen Regel grosse Landkomplexe in Schenkung nahm — Papst Alexander dispensierte ihn davon nachträglich —, auszubreiten. Altenberg bei Köln schickte Kolonien aus nach Lekno (1153, bald nach Wongrowitz verlegt), Lond (= festes Land im Bruch, Holm), Obra, Sulejow, Wanschow und Koproneta im Krakauer Sprengel, Morimund nach Jendrzejow. In Schlesien entstand Leubus, eine Filiale von Pforta bei Naumburg, mit gewaltigem Landbesitz. Leubus wieder gründete Byschewo (byś, Ochsenhof) an der unteren Brahe, 1256 (1289 nach Polnisch-Krone verlegt). Blesen (1286) führte seine Abstammung auf Dobrilugk (= Gutwiese) in der Lausitz zurück, wurde jedoch zum zweitenmal von Doberan besetzt. Brandenburg fand Kulturzentren in Chorin (= Ort der Kranken, Spital, hindeutend auf die Krankenpflege der Mönche), Lehnin (jelenin = Hirschstand), Zinna (coena domini) und im weniger hervortretenden Marienwalde in der Ukermark. Lehnin zweigte Paradies ab, dieses Priment; beides Niederlassungen in Posen. Ein grosser Brennpunkt klösterlicher Kultur wäre entstanden, wenn Wladislaw Odonicz' Stiftung an Leubus [2]),

[1]) Strehlke, a. l. p. 47.
[2]) Pom. Ukb. n 29, 47/8.

3000 wüste Hufen bei Nakel im Netzebruch, faktisch vollzogen wäre. Den Südrand des baltischen Meeres hatten ursprünglich Mönche aus Dänemark aufgesucht, doch mit dem Schwinden dänischen Einflusses auf Mecklenburg und Pommern gingen nach und nach auch ihre Missionsorte ein; eine Neubesetzung und Ausstattung derselben wurde von niedersächsischen und holsteinischen Mönchen ausgeführt. Neben Doberan entstand Kolbacz (= Rundschau) an der Plöne (płynna = Fliess) 1175; ursprünglich von Mönchen aus Esrom bewohnt in Westpommern Dargun, dann Eldena, auf Rügen Neuenkamp. In Ostpommern erhob sich 1178 das von Kolbacz besetzte Oliva, 1248 Bukow und 1258 Neu-Doberan (Pelplin).

3. Doberan.

Doberan[1]) in Mecklenburg, jetzt ein grösserer Badeort, hatte der Wendenfürst Pribislaw kurz nach seiner Bekehrung 1170 gegründet, es mit Waldland dotiert und seiner Gerichtsbarkeit eximiert. Damit war sein Abt mit weltlicher Macht begabt; als Inhaber eines privilegierten Feudalbesitzes wird er Lehns-, Zins- und Gerichtsherr. Hiermit trat ein neues Prinzip in die Entwicklung des Ordens, welcher im Prinzip allem Reichtum entsagt hatte und als Ideal die Askese eines Anachoreten pries, die Ausstattung mit Land bei Neugründungen hinzu (Winter I. 123/4). Damit aber nahm er auch bereits den Keim zu seinem Verfall in sich auf, denn der Reichtum, der sich aus dem gut bewirtschafteten Land für die Klöster ergab, wurde in der Folgezeit ein Hemmschuh des Ordenslebens, indem er Weichlichkeit und Schlaffheit mit sich brachte. — In voller Bewegungsfreiheit konnte sich Doberan gut entwickeln; schon 1209 entsandte es eine Kolonie nach Dargun und 6 Dezennien später 2 weitere (1267 nach Pogutken, 1286 nach Blesen).

Die Pogutker Kolonie wurde 1276 nach Pelplin verlegt, und so ist Doberan die Mutter der Abtei Pelplin geworden; allerdings zu einer Zeit, da der Orden schon von seiner Missionstätigkeit im Osten zu gunsten der neuentstandenen Prediger- und Minoritenorden abgedankt[2]) und im eigenen

[1]) Benannt nach dem Flüsschen Dobra (sc. rzeka = das gute, sanfte Fliess). Das Kloster hatte ebenso wie Oliva eine mit allerhand Wundergeschichten ausgeschmückte Gründungssage, die bezweckte, den Ruf der Klosterkirche zu heben und Wallfahrer anzulocken (s. Steinbrück, Geschichte der Klöster in Pommern, Stettin 1796 und Pawlowski, populäre Geschichte und Beschreibung des Danziger Landkreises 1885, p. 85). Dagegen sticht die Wahrheitsliebe des Pelpliner Annalisten ab, der in der Fundatio die Stiftungsfeier von Pogutken schlicht erzählt und seinen Angaben stets die Quelle beifügt. Wollte Pelplin Pilger an sich ziehen, so liess es 1417 sich vom Konstanzer Konzil Ablassbriefe für seine Kirchen ausstellen.

[2]) Winter, I. 294.

Hause bereits mit dem Ersticken im Reichtum zu kämpfen hatte. Daher weist Pelplin auch keinen weiteren Spross mehr auf. Doberan ist infolge der Reformation aufgehoben, während ihre Filialen durch die Neuregelung in der Gegenreformation — allerdings mit Verlust ihrer Selbständigkeit an die verschärfte Episkopalgewalt und des so eifrig gewahrten, alten Nationalcharakters — ein frohes Regen neuer Kräfte zeigten.

Von der Mönche Kunstfleiss spricht noch heute die unlängst renovierte Doberaner Stiftskirche. Doch die Pracht der Arkaden und Kreuzgänge im alten Konventhause hat die Witterung verwischt. Feines Regenrinnsel treibt der Seewind auf die zerbröckelten Reste einer arbeitsreichen Vergangenheit, auf denen nun schon das Schweigen von 400 Jahren lastet. Wenn die grauen Umrisse der Klosterruine im feurigen Golde der sinkenden Sonne aufleuchten oder das alte Gemäuer am trüben Wintertag die Dämmerschatten umhuschen, dann klingen aus der Bäume Raunen die dunklen Sagen des Wendenvolkes; vor dem Geistesauge des Historikers, der sich dem Einfluss des romantischen Lokals nicht entziehen mag, erstehen Fürst, Ritter und Mönch, die hier zum letzten Schlaf gebettet sind, und deren Wille zu uns aus bestaubten Chroniken und vergilbten Urkunden spricht.

§ 8. **Samburia oder Novum Doberan.**

Herzog Sambor I. soll an Doberan einen Landstrich im Oberlauf der Ferse, nordöstlich von Pogutken, geschenkt haben. Man nannte es Samburia und liess es analog anderen deutschen Klöstern (Winter I 123, II. 260) als Ackerhof von einigen Brüdern bestellen. So weit die Ueberlieferung des Klosters[1]). Von Urkunden liegt hierüber nur eine Fälschung vor (unten § 10 B_3). An sich ist die Schenkung immerhin möglich; doch steigen einige Bedenken gegen diese Klosterüberlieferung auf, wenn man die Lage des Besitzes zwischen der Fietze und dem Krangensee, also an der Grenze der Johanniterkommende von Stargard-Schöneck, die streitig war, findet, so dass ein Verdacht, der Besitz könnte in den um 1290 entstandenen Grenzstreitigkeiten mit den Johannitern vom Kloster erfunden sein, vorläufig nicht abzuweisen ist.

[1]) Pelpliner Annalen, p. 20. — Literatur zur Gründungsgeschichte: die Fundatio (SS. rer. Pr. I. 810 ff.; Strehlke, Doberan etc., Beilage p. 51/4), Hirschs Uebersicht der Urkunden bis 1312 (SS. rer. Pr. I. 812 ff.), Pom. Ukb., Strehlke, Doberan p. 26—39, Winter II. 260—3, Kujot p. 40—77.

Abt Gottfried von Doberan ist mit Sambor II. 1237 in Güstrow zusammen. Strehlke[1]) vermutet, dass hier über eine Stiftung in Sambors Lande Rat geflogen wurde. 1254 stirbt Sambors einziger Erbe Sobislaw. Damit schwindet ihm die Aussicht, sein Geschlecht fortzupflanzen. Umso leichter dürfte daher der Herzog zu einer Vergabung aus seinem vom Besitz der Kirche ohnehin schon überwucherten Lande an Mönche geneigt gewesen sein, welche für das Seelenheil seiner Familie beten und für die verstorbenen Angehörigen Seelenämter verrichten würden.

1258, zu einer Zeit, da der deutsche Einfluss am Hofe Sambors immer stärker hervortritt, kam die Gründung zustande.

1. Schenkung Sambors II.

In der Urkunde vom 10. VII. 1258 (Pom. Ukb. n 179) gibt Sambor an Doberan im Lande Garzen (Gartschin) im Oberlauf der Ferse die Dörfer Pogutken, Kobilla und Koschmin im Gesamtumfang von 600 Hufen zur Dotierung eines neuen Klosters, nachdem zuvor am Peter-Paulstage (29. VI.) die feierliche Uebergabe per pallium altaris[2]) durch die herzogliche Familie an Abt Konrad von Doberan stattgefunden hatte. Dieser Akt[3]) war in einer kleinen Holzkirche erfolgt, die provisorisch auf der Randhöhe an der Ferse errichtet war. Solche versprach der Herzog per incrementa temporum in eine Steinkirche zu verwandeln, scheint aber nicht dazu gekommen zu sein, da erst 1723 die jetzige Kirche zu Pogutken massiv aufgeführt ist. Sie hat wie die des Pfarrsprengels des alten Pelpliner Bezirks, in Neukirch den Titel „SS. Apost. Petri et Pauli.“ Aus dem Gefolge des Herzogs schenkte Ritter Johann von Weissenburg oder Wittenberg, erster Schultheiss von Dirschau, der als Laienbruder des Klosters am 8. IX. (Pelpl. Nekrolog) starb[4]), 50 Hufen, d. i. Gardschau und Mahlin und ein zweiter Ministeriale Gottschalk von Stargard (d. i. Dorf, seit 1339 Stadt Stargard) zeichnete einige Einkünfte.

2. Neu-Doberan wird Abtei.

Ausser Abt Konrad waren von Doberan 5 Patres und 4 Laienbrüder herübergekommen. Verhandlungen schwebten indes zwischen Sambor, Bischof Wolimir von Kujavien, der

---

[1]) Doberan und Neu-Doberan, p. 26.

[2]) Schenkungen an die Kirche per pallium altaris (Altartuch) findet man schon bei der Dotierung altbayrischer Klöster im 9. Jahrhundert; vgl. Keinz, Indiculus Annonis, München 1869, p. 37.

[3]) Nach der Schilderung der Fundatio entwarf 1675 Maler Andreas Stech das Bild „die Schenkung Pogutkens“, befindlich im Südflügel des Pelpliner Domes.

[4]) Seinem Schwiegersohn Christian gab 1273 Mestwin II. das Dorf Grebin im Danziger Werder (Pom. Ukb. n 258).

die Schenkung 1261 vom Bischofszehnten befreite, Doberan und dem Generalkapitel in Citeaux wegen Hersendung eines Konventes (Pom. Ukb. n 188). Erst 1267, als der Klosterbau vollendet war und der Doberaner Konvent zahlreich genug war, eine Kolonie auszuschicken, wurde die Stiftung zur Abtei erhoben. Liber II. priv. monast., Register 19 berichtet darüber: „anno dominice incarnacionis 1267 de monasterio Doberanensi Swerinensis dyocesis assumptus est primus conventus monasterii Polplin in Pogockow, id est in Samburiam ecclesiam, ex nomine primi fundatoris, domini ducis Samburii, sic dictam“ [1]). Selbstverständlich sind diese Zeilen nach 1274 geschrieben, als man ein Kloster Pelplin kannte und dem ersten Gründer ein zweiter gefolgt war.

3. Translation.

Sambor zu Ehren wurde die neue Niederlassung Samborch oder Samburia genannt; doch ebenso wenig wie dieser Name wurde ein anderer, Marienberg, mons St. Marie, der Patronin der Schenkung, populär. Uebrigens besagt letzterer Name, dass ganz gegen Ordensbrauch die Siedelung auf der Höhe statt im schattigen Waldtal lag. Als offizielle Benennung bürgerte sich, ein Andenken ans Mutterkloster, „Neu-Doberan“ ein und wurde auch nach des Klosters Verlegung beibehalten. Den Mönchen wurde der Aufenthalt in Pogutken, zumal während des rauhen preussischen Winters, gar bald verleidet. Klagen über die inhabilitas loci, bald auch über die insalubritas aëris und die sterilitas agrorum wurden laut. Gewiss mochte das sandige Hügelland wenig den Wünschen der Mönche entsprechen, die Sumpf-, Moor- und Waldland kultivierten, nicht aber unfruchtbare, verbesserungsunfähige Heidstrecken (erena), die verrufenen „Pustkowien“. Wurde man deshalb bei Herzog Mestwin vorstellig? Man weiss es nicht. Jedenfalls stellte dieser ein Stück Landes zwischen der unteren Ferse, der Wengermutze und Jahna, den Nordteil des Tymauer Landes, einberechnet die Dorfflur Pelplin, die bisher die Familie des Palatinen Waysil nutzniesste, dem Cisterzienserorden zur Verfügung. 2 Jahre darauf waren die notwendigen Gebäude errichtet, der Konvent Neu-Doberans siedelte 1276 ins neue Heim über. Liber II. priv. monast., Register 19 sagt darüber: „anno vero domini MCC septuagesimo sexto kalendas novembris propter loci incommoditatem transtulit se idem conventus in Polplin alias Novum Doberan dictum, ubi pronunc monasterium est constructum“ [1]). Die Chronik (p. 26) gedenkt der Translation in folgendem Distichon:

[1]) Beide Citate abgedruckt in „Doberan“ p. 23.

Simonis et Jude CLVXVICVM[1]) consule nude.
Poelplin fundatur, dum tibi scire datur.

4. Deutscher Charakter des Klosters.

Im Anschluss hieran einen kurzen kritischen Exkurs. Kujot lässt auf S. 41 die Cisterzienser Neu-Doberans auch wendischer Herkunft sein, so dass Pelplin kein eigentlicher Träger und Pfleger deutscher Art und Sitte genannt werden könne[2]). Seine These stützt er nicht durch Beweise. Doch gut, sie sei hingenommen. Dann seien hier folgende Gegenmomente beigebracht:

1) Neben lateinischen Rufnamen führen die ersten Mönche Neu-Doberans nur solche, die unzweifelhaft deutschen Ursprungs sind, so Konrad, Rudolf, Segebod (= Siegherr), Ludolf, Hermann, Walter, Albert (Adalbert = der mit dem Adel (Geschlecht) glänzende); wird ein Johann von Rügen genannt, so besagt dies noch immer nicht, dass er ein eingeborener Rügier ist, er kann aus einem dortigen Kloster, etwa Neuenkamp, übernommen sein und immerhin aus dem Westen stammen.

2) Für ihre neue Niederlassung nehmen sie nicht den alten slavischen Ortsnamen an. Allerdings kommt um 1400 der alte Name Polplin, deutsche Form Pölplin, immer mehr in Geltung.

3) Beweist die Art, wie ihre Urkunden die slavischen Ortsnamen wiedergeben, dass die Abfasser derselben des Slavischen nur ungenügend mächtig waren. Konsonantenhäufungen sind zwecks leichterer Aussprache durch nicht hinzugehörige Hilfsvokale zerlegt, die Endungen zuweilen mit ähnlich lautenden Diminutivendungen des Niederdeutschen (so ĕke) versehen, wie Wanzka in Wanzeke, *Brzežek* in Brezeke, Pogotkow in Pogotechow, Bielsk in Beliske, Grzibno in Gribene umgeändert.

4) Ist ja das allgemeine Verhalten der Cisterzienser im Kolonialland des Ostens sattsam bekannt, dass sie sich streng gegen Brauch und Sitte des fremden Landes ab-

---

[1]) Ein in den Klöstern beliebter Jahrzahlvers (Chronogramm); die Lettern (Einkerkerung der Apostel) geben den Kalendertag (28. X.) — bekanntlich rechnete man im Mittelalter gewöhnlich nach Heiligentagen und Kirchenfesten —, die römischen Ziffern das Jahr (1276) an. Das Distichon zeigt die Eigentümlichkeit des Lehninschen Hexameters.

[2]) Theodor Hirsch charakterisiert Pelplin als „eine alte Bildungsstätte deutscher Kultur“ (SS. rer. Pr. I. 809). — M. Beheim — Schwarzbach, über die Kolonien Friedrichs II. in Westpreussen (Diss. Halle 1863) p. 19: „Etiam monasteria Cisterciensis ordinis, imprimis monasterium Pelplinense ad Germanicam vitam et culturam in terra propagandam multum contulerunt.“

schlossen und als Novizen nur Deutsche aufnahmen. Wäre dies nicht der Fall, so wären die Beschlüsse des polnischen Reichstages von 1511 und 1538 unnötig gewesen, dann hätten sich nach 200 jährigem Bestehen Oliva und Pelplin nicht so heftig geweigert, der polnischen Cisterzienserprovinz beizutreten, dann wäre ihr Kampf mit dem kujavischen Klerus minder erbittert gewesen. Vielmehr wären Pelplins Insassen schon längst dem einheimischen Volkstum assimiliert (vgl. § 15 II).

5) Endlich noch eine Erwägung. Selbst zugegeben, dass einige Wenden Mecklenburgs im Doberaner Konvent Aufnahme gefunden haben; dann dürfte 1267, also fast nach 100 jährigem Bestehen des Klosters, das westslavische Volkstum bereits soweit von dem dasselbe ununterbrochen beeinflussenden Deutschtum absorbiert sein, dass von einer selbstbewussten Nationaleigenheit dieser Wenden kaum mehr die Rede sein kann. Auch werden die Klostervorsteher sicherlich nicht wendische Neubekehrte zur Missionierung bestimmt haben, denen Festigkeit in der neuen Lehre nicht zugemutet und ein genügendes Vertrauen entgegengebracht werden konnte. Was die sprachliche Verständigung betrifft, so genügte ja das Latein zur Verdolmetschung. Dazu war das Volk ja, wenigstens nominell, christianisiert, und man bedurfte nur einer intensiven Pflege der Seelsorge. Die Entfaltung kirchlichen Glanzes — und die geschah nach der Fundatio — wirkte auf die für äussere Eindrücke empfänglichen Ostpommern. Hauptzweck aber blieb dem Cisterzienser praktische Betätigung in der Kultivierung des Landes.

Wohl rektifiziert sich Kujot auf S. 140ff. und gibt zu, dass im Pelpliner Kloster das deutsche Element selbst unter einem polnischen Abte noch überwog [1]), doch nimmt sich Verfasser nicht die Mühe im methodischen Fortschreiten nun nachzuforschen, wie denn die Mönche ihre Stammeseigenart betätigt haben. Und die Spuren dieser Betätigung lagen nahe. Dörfer und Höfe gaben sie zu deutschem Rechte aus, die Gerichtsbarkeit in der Klostermark versah ein Vogt in den Formen des deutschen Rechtes, slavischen Ortschaften

[1]) Darf man vom Namen auf die Nationalität schliessen, so sind zur Zeit der Säkularisation noch 6 Deutsche im Kloster; Subprior Michel, dann Müller, Schulz, Rohn, Schlesier, Bittner; 6 unter 16, also $^1/_3$ des Konventes. — Auf Spaziergängen in die Umgegend hatten die Novizen patriotische Reden und Gespräche zu vermeiden, eine Massregel, um nationale Reibereien unter einander und mit dem umwohnenden Volke zu verhüten (Kujot p. 210).

wurde eine deutsche Dorfverfassung gegeben. Deutsche Ortsnamen verdrängten die altslavischen (Kujot 290, 335). Alte Cisterzienserortsnamen sind heute noch Rosenthal, Romberg (Ronnenberg = Quellberg), Neukirch, Königswalde, Neuhof, vielleicht auch Marienwill (Mariae villa) und Eichwalde; im Pogutkischen Waldau. Zur Zeit eifriger Polonisierung verpachtete das Kloster an deutschprotestantische Bauern und Mennoniten ganze Klosterdörfer, was immerhin für letztere eine wirtschaftliche Stärkung bedeutete. Die Kopiarbücher des Klosters weisen nur deutsche Uebersetzungen von lateinischen Urkunden auf, erst nach 1600 kommen auch polnische Pachtverträge vor.

§ 9. Monasterium Polplinense.

1. Der Ort Polplin oder Poplin.

Etwa 3 Tagereisen östlich von Pogutken lag der Ort Polplin in einer bewaldeten Talniederung, in deren Sohle sich die Ferse ein schlammiges Bett gegraben hatte. Von Natur war dieses Tal geschützt, steile Talränder und Berglehnen sicherten vor rauhen Winterstürmen. Hier befand sich eine alte Siedelung, nur wenige Feuerstellen ackernder Kmethonen umfassend, welche im Dienste des Palatinen Waysil die kleine Feldflur Polplins bestellten. Die Urkunden nennen den Ort nie Dorf, wohl aber die Annalen. 1276 sagt Sambor II. „ein Ort Polplin, der hinreichend geeignet sei zum Bau einer Abtei“ (Pom. Ukb. n 277). Waysil oder Woyslaw (= Kriegsruhm) und seine Familie hatten Polplin als eine herzogliche Verleihung[1]) zur Zeit inne. Der Pelpliner Nekrolog besagt: Waysil, qui dedit Polplin et abbaciam a duce impetravit. Die Schenkungsakte (Pom. Ukb. n 260) wieder nennt Mestwin II. als den einzigen Verleiher. Vgl. hierzu Winter II. 262. Aehnlich liegt der Fall bei der späteren Schenkung Gartz' und Sacraus. Ritter Johann hat die Nutzniessung dieser Dörfer vom Herzog, der Nekrolog nennt ihn als den Stifter der Schenkung. In der offiziellen Urkunde wieder schenkt Mestwin beide Dörfer dem Kloster, und Ritter Johann nimmt sie von letzterem zu Lehn, tritt also zum Kloster in ein deutsches Rechtsverhältnis. Wer beide Stiftungen eigentlich veranlasst hat, dies nun zu erfahren ist im Grunde genommen müssig; wahrscheinlich war es so gewesen, dass die adeligen Herren dem Herzog besagte Güter zurückstellten, worauf dieser

[1]) Kein Lehen; dieses kennt das slavische Recht nicht. — Die unechte Urkunde v. 1278 (n 293) nennt es bona nostra (des Herzogs) seu hereditas (Erbgut) Polplin dicta.

über dieselben verfügte und in den Urkunden, die in seinem Namen ausgestellt wurden, dem Kloster einen nachhaltigeren Rechtsschutz sicherte, als wenn ein Ministeriale die Schenkung machte. Soviel steht fest, dass, wenn der Adel über die ihm vom Herzog zum Niessbrauch verliehenen Güter verfügen wollte, er immer den Konsens des Landesherrn einholen musste.

Zu beiden Seiten des Flusses erstreckte sich die kleine Feldmark der Ortschaft, während von Süden her der Tymauer Wald seine Vorläufer heranschickte. Linkerhand ging auf der Höhe die alte Landstrasse (später via regia) am Burgwall „Zuckerberg" vorbei, überschritt das Fersebett in einer Furt und ging quer durch den alten Pelpliner Bezirk nach Süden zu der kurz nach 1300 erbauten Stadt Neuenburg. Vor der Ferse jedoch zweigte die Strasse einen Seitenarm nach Südosten ab, der parallel dem Flusse verlief (via in Pomyn, in Janisew) und erst bei Brodden (= Furt, bród) mit einer Furt in der Ferse das Land Wanska verliess, um nach Schloss Tymau und dem ursprünglichen Landschaftssitz Jatlun oder Jellen zu führen. Archäologische Funde an der Strasse bezeugen ihr Alter, während der Name Polplin [po-pło-ino = hinter dem Sumpf (pło, peł, pełko);[1]) Polplin, Poplin ist die älteste Form des Ortsnamens, und diese kann bei einer Ableitung doch nur herangezogen werden, daher ist Kujots und Friedrichowicz' gelehrte Deduktion -- sie operieren mit Pelplin, Peplin — von einer Reduplikation direkt unwahrscheinlich] gewiss an der sumpfigen Umgebung des Burgwalls (Zuckerberg), der ältesten, historisch beglaubigten Ortsstelle, haftet.

2. Bestätigung des verlegten Klosters durch Sambor II.

Seit 1274 ist der Ort Eigentum Neu-Doberans. Mestwin II. stellte am 2. I. 1274 die Schenkungsurkunde über ihn und den Nordteil des Tymauer Landes auf der Burg Schwetz aus. Die Stiftung geschah zu Ehren der Jungfrau Maria, St. Benedikts und Bernhards sowie des Bischofs Stanislaus, den die polnische Legende zum Landesheiligen erhoben hatte, also in Summa der Patrone der beiden beteiligten Parteien. — Wohl war Mestwin II. seit 1272 der einzige Machthaber in Pommerellen; dennoch fühlte sich Abt Ludolf teils aus Pietät gegen den ersten Gründer, teils im vorsichtigen Bestreben, sich mit allen politischen Faktoren in ein gutes Einvernehmen zu setzen, verpflichtet, persönlich den vertriebenen Sambor um Bestätigung der Translation

[1]) Vgl. villa poplote im Kolbergischen Gebiet (Cod. dipl. Pom. p. 629), Popelau (po, peł) bei Oppeln und Peplin im Konitzer Kreise (NW); die Form pło findet man wieder in błoto = Kot, Morast (cf. Kujot p. 54).

Samburias sowie der neuen Schenkung auzugehen. Diese wird am 24. III. 1276 in Elbing von Sambor erteilt. Sambor tat zur Bestätigung noch die Dörfer Raikau und Rathstube sowie dasGut Borroschau hinzu, doch bedeutet dies nur eine fehlgegangene Beeinträchtigung Olivas, denn Pelplin hütet sich, diesen Besitz gegen die Rechtsansprüche des älteren Schwesterklosters[1]) zu erkämpfen, um sich mit diesem nicht zu überwerfen. Abt Ludolf ist 5 Tage darauf noch Zeuge der Schenkung Mewes an den deutschen Orden (Pom. Ukb. n 277/8).

Die Bezeichnung Neu-Doberan wurde auf die neue Niederlassung übernommen. Allerdings verdrängt der alte Ortschaftsname sie bald[2]). Schon Mestwin II., der übrigens ganz allgemein die Schenkung dem Cisterzienserorden, Neu-Doberan, die Stiftung des deutschgesinnten Oheims, gegen den sein Hass erst allmählich — wie die Urkunden zeigen werden — verrauchte, ignorierend, machte, und die erst durch Doberans Bemühen auf dessen Filiale übermittelt wurde[3]), nennt, allerdings in der unechten Urkunde von 1274, das Kloster Novum Doberan, quod vulgus a loci nomine Polplin vocat. Vereinzelt findet sich auch der Name monasterium B. Marie ad populum, da man infolge einer durch Gleichklang hervorgerufenen Ideenassociation Polplin irrtümlich mit pŏpulus, Poppel, Pappel gleichsetzte.

Fast wäre das Kloster nochmals verlegt. Dies drohte 1283 bei Abtretung der Wanska an den deutschen Orden, welcher dieselbe völlig unverpflichtet haben wollten. Doch Vizelandmeister Konrad von Tyrberg sah bei der Enklave Pelplins, die keilartig in die Wanska einschnitt, von dieser Bedingung ab, da Mestwin schon Opfer genug gebracht hatte, um dieselbe von Ansprüchen früherer Besitzer abzulösen.

3. Momente der Gründung.

Ueberschauen wir die letzten Ausführungen, so finden wir in der Gründungsgeschichte des Klosters folgende Momente[4]):

1) Die Herzöge überweisen Ländereien zur Dotierung (1258, 1274);

2) die Stiftung wird von Doberan übernommen, das Generalkapitel des Ordens erteilt die Genehmigung hierzu [Abt Konrad handelt im Auftrage desselben (Fundatio)] und befiehlt einen vollständigen Konvent zu entsenden (1267);

---

[1]) Vgl. Jakobsons Stammtafel der Cisterzienser, Ledeburs Neues Archiv, 1836 I. p 34.

[2]) Strehlke, p. 39.

[3]) Durch weitere Privilegien, die Mestwin Neu-Doberan ausstellt, wird dies ersichtlich (Pom. Ukb. n 260). Der Pogutker Bezirk verblieb beim Kloster.

[4]) Zu Grunde liegt das Schema Winters I. 313/4.

3) notdürftige Einrichtung der Kolonie; die Fundatio berichtet: die Holzkirche sei am 20. VI. 1257 begonnen. Bis 1267 einige Mönche und Brüder ansässig.

4) Verlegung des Klosters und

5) nach Herstellung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude Uebersiedelung des Konvents (27. X. 1276); Aenderung des Namens der Neusiedelung.

4. Genealogie des Klosters.

Pelplins Genealogie geht auf Morimund zurück. Es gehört zur 6. Generation des Ordens, ist Morimundi abneptis, Campi proneptis, Amelsbruni neptis, filia Doberans[1]). Schwestern gleichen Alters sind Altzelle bei Meissen, Leubus, Lehnin, Dargun, welche insgesamt noch Filialen aufweisen. Pelplin kam nicht so weit, sein in Aussicht genommenes Tochterkloster Garnsee wurde vom deutschen Orden nicht konzessioniert. Mit Oliva ist die Verwandschaft sehr weitläufig, die Stammklöster Morimund und Clairvaux vermitteln sie; aber im gleichen Lande gelegen, gleiche Geschicke erlebend, gleiche Interessen verfolgend, dieser Umstand brachte sie beide ausserordentlich rasch zusammen. Ein öfteres Zusammengehen beider und eine gegenseitige Beeinflussung wird unten mehrfach zu konstatieren sein.

Nachträge.

S. 19, zu § 4. Die Darstellung benützt Lissauers praehistorische Denkmäler [cf. p. 17/8 u. 67/8 (Strassen), p. 43/4, 49, 91—3, 127, 156/7 u. 168/71 (Funde), p. 173, 192/3 (Burgwälle)]. Vereinzelt ist Schumanns Kultur Pommerns herangezogen.

S. 19, Anm. 1. hinter 211 ist „ff." zu streichen.

S. 25, zu § 5. Einschlägige Literatur für § 5 u. 6: Chronicon Olivense (p. 17 u. 37—40) nebst Beilagen (SS. rer. Pr. 673/4 u. 686/97), daselbst Hirschs wertvolle Anmerkungen; J. Voigt, Geschichte Preussens (II. 417 ff.—453, 531 ff., 603—611, III. 264—273, 355—360, 382—390); K. Lohmeyer, Geschichte von Ost- und Westpreussen (p. 38—42, 81/2, 126—134); L. Quandt, Ostpommern (p. 98—110); Kujot, Abtei Pelplin (p. 7—14, 449—456); Perlbachs Einleitung zum Pom. Ukb. (X.—XIV.). Diese ist an Hand der Urkunden und Regesten (SS. rer. Pr. I. 797—805) gesichtet und verarbeitet; mir sei es vergönnt, nach 3jähriger Arbeit hier die Summe zu ziehen.

S. 31, Zeile 33 ergänze hinter (n 115) „1274 Mestwin II. dem Kloster Bukow hereditates, quas possidet, locandas libere cum Teuthonicis (n 264)".

[1]) Annales ordinis Cisterciensium bei Winter I. 357.

Lebenslauf.

Ich, Paul Westphal, katholischer Konfession, bin geboren am 26. V. 1881 in Pelplin, Provinz Westpreussen, als Sohn des Hauptlehrers Christoph Westphal. Meinen ersten Unterricht erhielt ich auf dem Pro-Gymnasium in Pelplin, besuchte sodann 4 Jahre das Voll-Gymnasium zu Kulm a/W. Nachdem ich letzteres Ostern 1900 mit dem Reifezeugnis verlassen hatte, bezog ich die Universität zu Breslau, studierte hierselbst — abgesehen von einem Semester in Königsberg — 8 Semester Geschichte und Erdkunde und hörte die Vorlesungen bezw. Seminarien folgender Herren Professoren bezw. Dozenten:

Baumgartner, Busse, Caro, Cichorius, Ebbinghaus, Freudenthal, Grünhagen, Hahn, Hoffmann, Kampers, Kaufmann, Koch, Kowalewski, Krauske, Partsch, Rachfahl, Schulte, Seraphim, Siebs, Uhl, Vogt.

Allen diesen Herren sage ich hiermit meinen ergebensten Dank. Insonderheit gebührt dieser Dank Herrn Professor Dr. Caro, der mich bei der Abfassung der vorliegenden Arbeit in der liebenswürdigsten Weise unterstützt hat; nicht minder aber auch den Herren Professoren Dr. Dr. Kaufmann und Kampers, die mich während meiner Studienzeit mit stets gleichbleibendem Wohlwollen gefördert haben.

Thesen.

1. Die Etymologie slavischer Ortsnamen hat stets zurückzugreifen auf ihre älteste, überlieferte und erreichbare Form. Nur in Fällen, wo letztere keinen Anhaltspunkt zur Deutung gibt, kann die jüngere Namensform herangezogen werden. Immerhin führt das Ergebnis nur zu einer Halbwahrheit.
2. Das slavische Recht kennt keine Lehnsform. J. Voigt hat hierin nicht klar genug unterschieden.
3. Das „opole“ der altslavischen Verfassung ist ein Gemeindeverband, nicht „territorium“.
4. Napoleon ist zwar in den kritischen Tagen vor der Schlacht bei Castiglione unsicher und nervös gewesen, keineswegs aber moralisch zusammengebrochen.